1,60 DM / Band 221
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

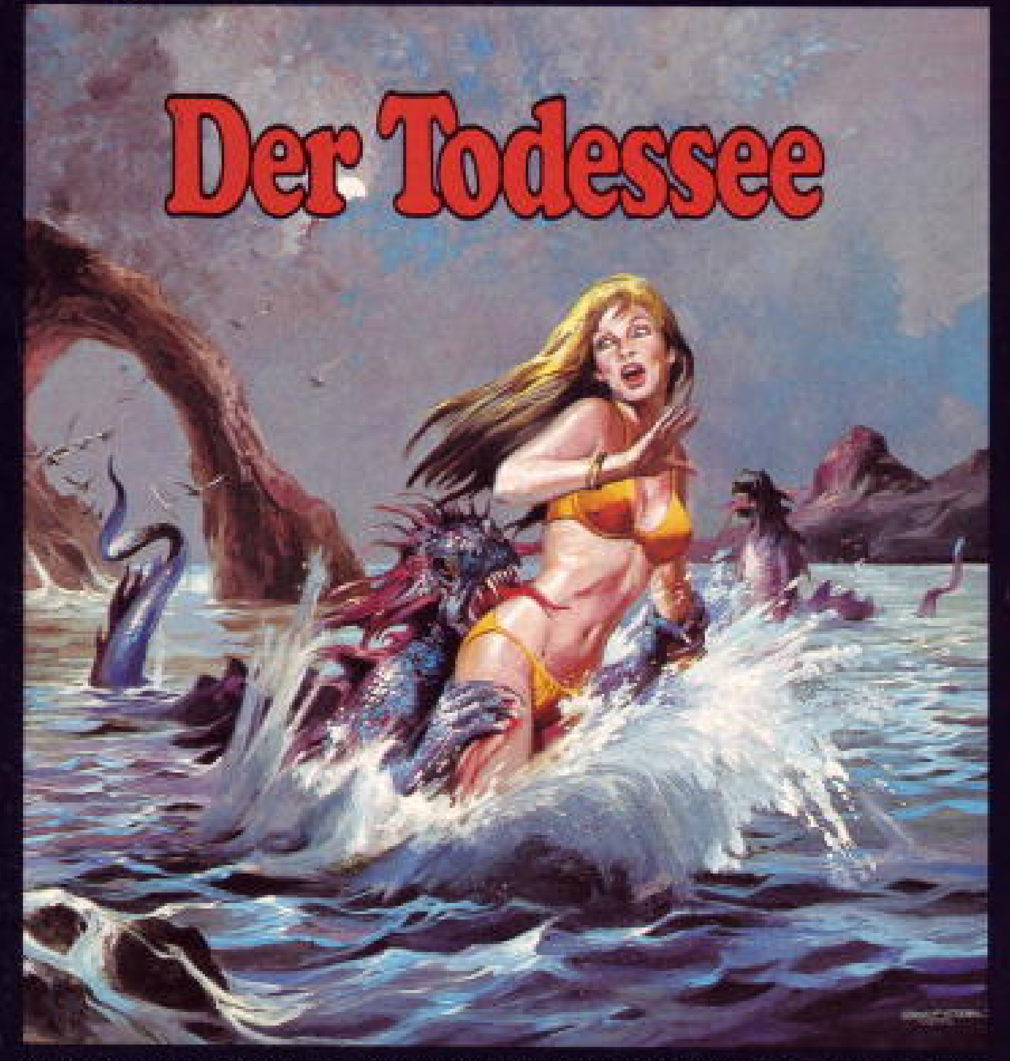
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



Der Todessee

John Sinclair Nr. 221

von Jason Dark

erschienen am 28.09.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Todessee

»Und ich sage euch Kinder, in diesem See lauert ein grauenvolles Geheimnis…« der alte Mann senkte seine Stimme zu einem Flüstern, während der Widerschein des kleinen Lagerfeuers tanzende Schatten auf sein zerfurchtes Gesicht malte. Die beiden jungen Mädchen lachten silberhell, so daß der Alte erschreckt hochzuckte. »Was ist denn los?«

»Nein, nein, ich kann ihnen nicht glauben«, sagte Jill Livingstone, wobei sie ihr langes blondes Haar schüttelte. »Das sind Ammenmärchen.«

»Und das Ungeheuer von Loch Ness gibt es auch nicht«, behauptete die Zweite im Bunde, die auf den Namen Karen White hörte. »Nur Übertreibungen. Keiner hat das Ungeheuer je gesehen.«

»Pah«, regte sich der Alte auf. »Nessie ist schon des öfteren fotografiert worden.«

»Die Fotos sind ein Witz«, behauptete Jill.
Der Alte wurde zornig. »Hast du sie je gesehen?«
»Klar, die sind durch sämtliche Zeitungen gegeistert. Nein, nein, Mister, so einfach lassen wir uns nicht in Schrecken jagen, das merken Sie sich mal.«
Der alte Mann hob die Schultern. Trotz des lauen Sommerabends trug er seinen zerschlissenen Fischgrätmantel. Von seinem Gesicht war so gut wie gar nichts zu erkennen. Die obere Hälfte wurde von der breiten Krempe des alten Filzhutes bedeckt, während ein wildes Bartgestrüpp Kinn und Wangen überwucherte.
Nur wenn er den Mund öffnete, erschien ein Loch, an dessen Rändern die rosigen Lippen zu sehen waren. »Dann kann ich euch auch nicht helfen«, sagte der Alte und stemmte sich mühsam hoch, während die beiden zwanzigjährigen Mädchen sitzenblieben.
Der Mann schaute noch einmal auf ihre Köpfe, hob dann die Schultern und sagte: »Ich habe euch gewarnt. Schlagt meine Worte nicht in den Wind. Sie sind ehrlich gemeint. Und vielen Dank für den Schnaps.«
»Gern geschehen«, antwortete Jill. Wie auch ihre Freundin sah sie dem alten Mann nach, als er das Lagerfeuer verließ. Nach einigen Sekunden schon hatte ihn die Dunkelheit verschluckt.
Die Zurückgebliebenen schwiegen. Unabhängig voneinander hingen sie ihren Gedanken nach. Irgendwie hatten die Worte des Alten doch Eindruck hinterlassen. Vielleicht sorgte auch die gesamte Umgebung dafür, daß ihnen nicht sehr wohl zumute war.
Vor ihnen lag der See!
Eine dunkle Wasserfläche, die unheimlich wirkte und über die der Wind wie mit leichten Flügeln strich, das Wasser bewegte und auf seine Oberfläche ein kräuselndes Muster malte. Wer lange hinschaute, konnte schon glauben, auf dem See Figuren oder Schatten zu sehen, die allerdings stammten nicht von irgendwelchen vorsintflutlichen Ungeheuern, sondern von den dicht belaubten Kronen der alten Bäume, die das Seeufer umsäumten.
Aber auch bei Sonnenschein war das Wasser niemals klar. Es zeigte halt eine zu starke Verschmutzung, die durch Torfrückstände herrührte. Der See war voll davon. Deshalb hatten Einheimische dem Gewässer auch den Beinamen See des schwarzen Wassers gegeben.
Das andere Ufer war in der Finsternis nicht zu erkennen, obwohl das Gewässer an der Stelle, wo die Mädchen saßen, seine schmalste Form besaß. Ansonsten sah es aus wie eine übergroße Niere, und es lag eingebettet in Hügel, die an der West- und Südseite einen dichten Baumwuchs aufwiesen.
Nur ein Ort lag am Ufer. Ein kleines Dorf, wo sich Fuchs und Hase Gute Nacht sagten. Dafür gab es allerdings mehrere alte, längst

verfallene Burgen, die sich um den See verteilten..

Das Gewässer lag im Nordwesten von England, in den Cumberland Mountains, einem Distrikt, in dem es kaum Ansiedlungen oder Städte gab, der auch von der nächsten Autobahn, dem Motorway 6, weit genug entfernt war, als daß Wochenend-Touristen Lust verspürt hätten, ihm einen Besuch abzustatten. So konnte er sich entwickeln, konnte versanden oder vertorfen, und niemand kümmerte sich um ihn.

Die beiden Mädchen allerdings waren im Zuge ihrer Arbeiten auf die Existenz dieses Gewässers gestoßen. Sie hatten vor, einmal Biologie zu studieren und wollten sich bereits kurz vor dem Studium um die einheimische Pflanzenwelt im Bereich der Gewässer kümmern. Dazu gehörte es eben, daß sie besonders attraktive Seen anfuhren, um sich ein Bild machen zu können.

Dieses schwarze Gewässer war der erste See.

Die alte Ruine, die sich so herrlich als Übernachtungsplatz eignete, hatten sie nur durch einen Zufall gefunden. Von der Straße her, die zur Hälfte um den See führte, war sie nicht zu sehen gewesen. Auf einem ihrer Ausflüge hatten sie das verlassene Gemäuer mit dem viereckigen dachlosen Turm entdeckt.

Ein wildromantischer Ort. Vor der Ruine fiel das Gelände zum Ufer hin ab, so daß die beiden erhöht sitzenden Mädchen einen phantastischen Blick über das Gewässer besaßen.

Obwohl sich hoch am Himmel die dunklen Nachtwolken türmten, war es auch jetzt, eine Stunde vor der Tageswende, noch längst nicht kalt. Man konnte im Freien schlafen, das hatten sich die beiden auch vorgenommen. Ihre Schlafsäcke hatten sie bereits aus dem kleinen Morris geholt, der im Schatten einer alten Mauer parkte. Dann war der Alte gekommen. Wie ein Geist tauchte er auf, begann zu erzählen und warnte die beiden auch vor einem schrecklichen Ungeheuer, das in den Tiefen des vertorften Sees lauern sollte.

»Du bist so schweigsam«, sagte Jill Livingstone nach einer Weile.

Karen White hob die schmalen Schultern. Sie war ein hübsches Mädchen, hatte rötlich schimmerndes Haar, sehr dunkle Augen und ein rundes Gesicht, in dem besonders die vollen Lippen auffielen, die geradewegs zum Küssen einluden.

»Was ist denn?« hakte Jill nach.

»Ich…ich weiß nicht so recht.«

»Du denkst an den Alten, nicht?«

»Ja.«

»Glaubst du etwa den Käse, den er verzapft hat?«

»Ich weiß nicht so recht, ob es nur Käse war.«

Da lachte Jill auf. »Du bist gut, Mädchen. Natürlich ist es Mist. Jede Landschaft hat ihre Geister, Gespenster und Geschichten. Ungeheuer

natürlich auch, warum soll hier keine Seeschlange oder ein Riesenkrake leben? Das ist doch möglich.«

»Ach, hör auf!«

Jill lachte. »Du hast wirklich Angst. Denk daran, daß wir morgen früh tauchen wollen. Da kann uns noch einiges blühen. Vielleicht sehen wir da sogar das Ungeheuer.«

»Damit spaßt man nicht.«

Jill erhob sich aus ihrem Schneidersitz, reckte sich, so daß sich deutlich ihre Brust unter dem dünnen T-Shirt abzeichnete, und schaute dabei auf das Wasser.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Ihr Blick wurde starr, sie gefror mitten in der Bewegung, und der Lichtschein des kleinen Feuers reichte aus, um ihr entsetztes Gesicht erkennen zu können.

Das sah auch Karen. »Was ist mit dir?«

»Ich habe was gesehen!«

Karen runzelte die Stirn. Auf ihrer Haut bildete sich ein Schauder.

»Wo? Im See?«

»Ja, zum Henker.«

Karen starrte ebenfalls in die Richtung, aber sie sah nichts, nur die Wasserfläche. »Tut mir leid, aber ich habe da nichts erkannt.«

»Jetzt ist es auch weg.« Jill Livingstone atmete aus.

»Was war es denn?«

»Nicht das Ungeheuer, wie du vielleicht jetzt annimmst. Etwas anderes, das ebenfalls nicht in den See gehört. Ich…ich habe eine Hand gesehen.«

»Eine Hand?«

»Ja, und ein Stück Arm, das ebenfalls dazu gehörte.«

»Mein Gott, das ist…« Karen wollte sprechen und lächeln, beides mißlang ihr. Schließlich sagte sie: »Du hast geträumt.«

Jill schüttelte den Kopf.

»Von Händen hat der Alte aber nichts gesagt. Wenn es so etwas gäbe, hätte er es erwähnt.«

»Ich weiß nicht so recht. Die Hand sah schrecklich aus. So…so bleich, das war deutlich zu erkennen. Sie ragte wie ein Pfahl aus dem Wasser. Und überhaupt nicht weit vom Ufer weg.«

»Ich schaue mal nach«, sagte Karen entschlossen.

Jill wollte ihre Freundin zurückhalten, da war diese schon vorgelaufen und rutschte die taufeuchte Wiese hinunter, die erst dicht am Ufer aufhörte, wo ein schmaler Schilfgürtel begann.

Karen White blieb stehen und schaute über den See. Gespenstisch war es schon, das mußte sie zugeben. Das grauschwarze Wasser, die sich kräuselnden Wellen, die keinerlei Schaumkronen aufwiesen, oben am Himmel die düsteren Wolken, die ihre langsame Wanderung quer über das Firmament aufnahmen, und an der linken Seite, wo sich ein

Stück Land wie eine Zunge in den See schob, standen die uralten Bäume wie düstere Todesboten.

Nur eine Hand sah sie nicht.

Karen starrte so lange auf die Wasserfläche, bis ihre Augen anfingen zu tränen. Sie hätte die Hand sehen müssen, denn in ihrer Farbe hob sie sich deutlich von der dunklen Wasserfläche ab, aber da war nichts. Leer und verlassen lag der See.

Sie drehte sich wieder um.

Jill Livingstone war ein paar Schritte vorgegangen. Sie winkte Karen zu und wollte daß sie zu ihr kam.

»Ich habe nichts gesehen«, sagte Karen laut. »Du mußt dich geirrt haben.«

Jill hob die Schultern. Ihre Gestalt zeichnete einen schwachen Schatten auf den Boden, dann wandte sie sich ab und ging dorthin, wo die Flammen des Feuers die letzten Holzreste nieder brannten, so daß der Wind in die zurückgebliebene graue Asche wehen und sie davontragen konnte.

»Vielleicht war es auch eine Einbildung«, sagte Jill, als Karen neben ihr stand.

»Ganz bestimmt sogar.«

Jill lachte. »Nie hätte ich gedacht, daß mich die Worte des Alten so anmachen würden.« Sie drehte sich plötzlich und streifte ihr T-Shirt über den Kopf. Darunter trug sie nur ein dünnes gelbes Oberteil, durch das die weiße Haut schimmerte.

»Möchtest du ein Bad nehmen?« erkundigte sich Karen White erstaunt.

Ihre Freundin löste bereits den Verschluß des Gürtels. »Das gerade nicht, aber ich habe keine Lust in den durchschwitzten Kleidungsstücken zu schlafen.«

»Das ist wahr, komm…« Damit meinte Karen, daß Jill ihr dabei helfen sollte, die Flammen endgültig zu löschen. Sie traten und schlugen sie aus, so daß ein Brand verhindert wurde.

Dann schlüpfte auch Karen aus ihrer Kleidung. Nur im Slip kroch sie in den Schlafsack. Den Reißverschluß zog sie bis zum Hals zu, legte sich auf den Rücken und starrte in den dunklen Himmel und lauschte den Geräuschen der hier noch unberührten Natur.

Vielfältige Laute und Geräusche durchbrachen die Stille der Nacht.

Da raunte und wisperte es in den Bäumen, da schrie hin und wieder ein Tier und jenseits der alten Ruine erscholl sogar der Ruf eines Käuzchens.

Sein langgezogenes »Uuuuhhh!« drang an die Ohren der beiden Mädchen, die nicht einschlafen konnten.

»Haben wir schon Mitternacht?« erkundigte sich Jill Livingstone flüsternd.

»Fast.«
»Geisterstunde.«
»Hör auf und mach dich nicht selbst verrückt. Es gibt keine Geister und Gespenster…«
»Auch keine Ungeheuer!« Jill lachte leise.
»Die ebenfalls nicht.«
Es war ein langer Tag gewesen, der hinter den Mädchen lag. Die Natur forderte ihr Recht. Der Drang nach Schlaf wurde stärker als die Furcht, und so war es nur eine ganz natürliche Folge, daß den Mädchen die Augen zufielen.
Schon bald verrieten tiefe Atemzüge, daß beide eingeschlafen waren. Sie wurden eins mit der Natur, die ebenfalls einem neuen Tag entgegenträumte.
Doch nicht alles schlief, auch wenn es den Anschein hatte. Einer war noch wach. Der Alte, der die beiden Mädchen gewarnt hatte.
Er stand auf der schmalen Uferstraße und schaute hinunter zum See.
»Das ist die Nacht des Unheils!« flüsterte er. »Es wird kommen, daran gibt es keinen Zweifel.«
Hastig schlug er ein Kreuzzeichen, bevor er sich umdrehte und fast fluchtartig weglief…

***

Das Unheil lauerte in der Tiefe!
Über 200 Yards unterhalb der Wasseroberfläche hatte es sich verkrochen, war eingetaucht in einen wahren Dschungel aus dickem schlammigem Torf, der so dicht war, daß nie ein Strahl hellen Sonnenlichts ihn erreichte.
Er bildete einen gefährlichen Wald, in dem das Böse seinen Schlupfwinkel finden konnte.
Aber nicht für immer, denn hin und wieder kroch es hervor, kam an die Oberfläche und holte sich seine Opfer, so wie es die alten Gesetze vorschrieben.
Während die Oberfläche des Sees ruhig lag, bewegten sich am Grund des Gewässers lange Tangpflanzen, zwischen denen die Torffäden wie kleine Netze hingen, in einem nie enden wollenden Rhythmus. Lautlos schwangen sie von einer Seite zur anderen.
Sie hüteten das grauenvolle Geheimnis, das dieser See in sich barg.
Nur wenige Menschen hatten dieses Grauen je gesehen, und diejenigen, die damit konfrontiert worden waren, konnten es nicht mehr weitererzählen, denn sie waren gepackt und in die rätselhafte Tiefe des Sees gezogen worden, um nie mehr an die Oberfläche zu steigen.
Wen der See einmal hatte, den gab er nicht mehr frei!
Auch in dieser Nacht wogten die aus dem Grund hochwachsenden

Pflanzenwälder in ihrem ewigen Rhythmus, und nichts erschien ihre Monotonie zu stören, bis kurz vor Mitternacht.

Auf einmal war alles anders.

Als hätte Sturm das Wasser aufgewühlt, so entstanden gewaltige Schlammwolken, die träge über den Grund zogen und die Dunkelheit noch mehr verstärkten. Dabei wurden die Bewegungen der Wasserpflanzen heftiger, kein gleichmäßiger Rhythmus war zu erkennen, und es hatte den Anschein, als würden sich die hohen, grünbraunen Stiele vor dem schütteln, was auf sie zukam.

Zwischen ihnen, noch vom Schlamm verborgen, bewegte sich etwas.

Ein dunkles, schwarzes Etwas, versehen mit Krallenarmen und einem langen, peitschenden Schwanz war erweckt worden und schickte sich an, den Tangwald zu verlassen.

Die wuchtigen Schwanzschläge waren so stark, daß sie die Unterwasserpflanzen wegknickten.

Das Monster bahnte sich seinen Weg! Lange genug hatte es nur auf dem Grund gelauert, jetzt war die Nacht da, um sich wieder neue Opfer zu holen.

Schon bald schwamm es schneller und hatte den unterseeischen Wald hinter sich gelassen.

Ein düsterer, drohender Schatten trieb der Oberfläche entgegen, um sich die Beute zu holen, die ihm zustand…

***

Die beiden Mädchen merkten nichts von dem Grauen, das sich ihnen näherte. Sie schliefen nach wie vor tief und fest und waren eingepackt in ihre Schlafsäcke.

Keiner war mehr da, der sie vor dem Unheil warnen konnte, und die schwarze Oberfläche des Sees schwieg.

Noch…

Unruhig wälzte sich Jill auf die rechte Seite. Sie schlief zwar sehr fest, doch die Worte des Alten steckten tiefer in ihrem Unterbewußtsein, als sie zugegeben hätte.

Träume quälten sie. Schwere Alpträume von Geistern, Dämonen und Ungeheuern. Von Wesen, wie sie in den alten Sagen- und Märchenbüchern standen. Sie träumte, daß diese Gestalten auf sie zukommen würden, ihr den Schlafsack aufrissen und sie packten, um sie mit in eine finstere Tiefe zu ziehen, aus der es kein Entrinnen gab.

Die Träume steigerten sich. Sie wurden zu einem Zerrbild des Schreckens, das tief aus ihrer Seele hervorstieg, das Unterbewußtsein verdrängte und sich in das Bewußtsein schob.

Jill Livingstone erwachte!

Das geschah nicht wie sonst, wenn sie in ihrer Studentenbude lag, sondern ruckartig, als hätte ihr jemand einen kalten Eimer Wasser

über das Gesicht gegossen.
Sie setzte sich hin.
Für wenige Augenblicke starrte sie benommen in die Dunkelheit.
Sie wußte nicht, wo sie sich befand, mußte erst nachdenken und auch das Gefühl der Leere überwinden, denn sie glaubte, aus einem tiefen Brunnenschacht an die Oberfläche gezerrt zu werden.
Endlich fiel ihr ein, wo sie und ihre Freundin übernachteten. Am See, am Loch Cumberland, vor den Gemäuern einer alten Ruine.
Und als sie das Schnarchen ihrer Freundin Karen hörte, da atmete sie direkt auf. Dieser kaum abreißende Laut war so herrlich normal.
Er hatte überhaupt nichts mit ihrer finsteren Traumwelt zu tun, und so etwas beruhigte sie zu diesem Zeitpunkt ungemein.
Tief atmete sie durch.
Erst beim dritten Luftholen ging es ihr besser und sie kam auch dazu, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.
Zuerst hatte sie überlegt, ob sie Karen wecken sollte, nahm aber doch davon Abstand, denn die Freundin schlief so tief und fest, daß es einer Schandtat gleichkam, sie aus dem Schlummer zu reißen. Nein, Karen brauchte ihren Schlaf. In wenigen Stunden war die Nacht vorbei, ein neuer, für beide anstrengender Tag begann. Denn sie hatten sich vorgenommen, im See nach seltenen Pflanzen zu tauchen.
Der See lag vor ihr.
Düster, dunkel, drohend und unheimlich kam ihr die Wasserfläche vor. Sie wurde wieder an die Hand erinnert, die sie aus dem Wasser hatte ragen sehen. Die Hand mit den leicht gekrümmten Fingern und dem Teil eines Armes.
Ein kaltes Gefühl bemächtigte sich des Mädchens und brachte eine Gänsehaut mit.
Erst jetzt fiel ihr die Stille auf. Hatten die beiden Mädchen vor dem Einschlafen noch den Geräuschen der Natur gelauscht, so waren diese völlig verstummt.
Auch der Wind fuhr nicht mehr über den See. Er schien eingeschlafen zu sein, dafür aber war ein anderer hinter den dicken Nachtwolken hervorgekommen.
Der Mond!
Eine Kugel, die ein wenig abgenommen hatte. Blaß, fahl und weißgelb leuchtend stand er am Himmel. Jill empfand seinen Anblick nicht als romantisch, auch das Licht nicht, das den See traf und einen breiten Kreis auf die schwarze Fläche malte.
Es kam ihr irgendwie kalt und nüchtern vor. Nicht warm oder beruhigend, wie sie es gern gehabt hätte und wie der Mondschein von Verliebten interpretiert wurde.
So eine Nacht hatte sie noch nie erlebt, obwohl sie die Stunden nach der Tageswende schon des öfteren im Freien verbracht hatte. Auch

hatte sich die Luft verändert. Sie schien schwerer geworden zu sein und drückte auf das Gemüt der Jill Livingstone.

Zudem hatte das Girl das Gefühl, beobachtet zu werden.

Aber von wem? Wer sollte sie hier unter Beobachtung nehmen?

Vielleicht ein Spanner?

Jill öffnete den Reißverschluß ihres Schlafsacks noch weiter, so daß sie im Notfall bequem hinaussteigen konnte. Dann drehte sie sich in ihrer sitzenden Stellung und suchte nach irgendwelchen Anzeichen für eine heimliche Beobachtung.

Jill entdeckte nichts.

Es war nur wieder ein wenig dunkler, da sich eine gewaltige Wolke vor den Mond schob.

Ihr Blick glitt über den See, und plötzlich weiteten sich ihre Augen.

Da hatte sich etwas verändert. Er lag nicht mehr so ruhig da wie noch vor wenigen Minuten, denn genau dort, wo noch ein Rest des Mondlichts hinfiel, bewegte sich die Oberfläche.

Da kräuselte sich das Wasser zusammen. Es warf Wellen, und direkt über der Oberfläche lag sogar ein dünner Streifen, der Jill Livingstone fatal an Nebel erinnerte.

Wo kam der nur her?

Jill schluckte. Sie drehte den Kopf und warf einen hastigen Blick auf ihre Freundin.

Karen schlief. Ihr Gesicht leuchtete bleich auf dem Schlafsack-Kopfkissen. Manchmal zuckten die Mundwinkel, und dann glitt auch ein Lächeln über ihre Lippen, ansonsten tat sich nichts.

Jetzt stieg Jill aus dem Schlafsack. Als sie stand und wieder zum See schaute, da bemerkte sie, daß sich der Nebel verdichtet hatte. Er war tatsächlich stärker geworden und bildete eine Säule.

Jill war ein aufgewecktes Mädchen. Zudem wollte sie ein Gebiet der Naturwissenschaft studieren, besaß einige Vorkenntnisse und konnte sich nicht erklären, was diese plötzliche Nebelbildung zu bedeuten hatte.

Wieder fielen ihr die warnenden Worte des Alten ein. Sie konnte sie einfach nicht aus ihrem Gedächtnis vertreiben, während sie die langen Haare zurückschob und wie unter Zwang zum Ufer schritt.

Die Turnschuhe hatte sie auch nicht ausgezogen, als sie im Schafsack lag. Die griffigen Sohlen nutzten ihr jetzt, als sie durch das feucht gewordene Gras ging.

Dicht vor dem Schilfgürtel blieb sie stehen. Sie war etwas näher an die Nebelwand herangekommen, konnte sie jetzt besser erkennen und sah auch, daß das Wasser innerhalb des Nebels brodelte. Da entstanden Wellen, da schäumte es auf, aber die Wellen verliefen sich nicht. Sie rannen nicht auf das Ufer zu, und dies empfand sie als sehr seltsam.

Ein Phänomen!
Minutenlang stand Jill Livingstone da und rührte sich nicht, ihren Blick immer auf dieses seltsame Schauspiel inmitten des Sees gerichtet.
Hatte der Nebel nicht eine andere Farbe angenommen?
Schimmerte er nicht in seinem Zentrum leicht bläulich?
Ja, es war keine Täuschung. Da tat sich etwas. Jill bemerkte, daß sie, nervös wurde. Sie begann zu zittern, wollte eigentlich weglaufen, doch es gelang ihr nicht, den Blick von der Nebelwand zu lösen. Sie strahlte einfach eine zu große Faszination aus.
Ein blaues Licht im Nebel!
Wo kam es her? War es aus dem Wasser gestiegen? War es ein Zeichen? Wollte es etwas sagen?
Ihre Gedanken wirbelten. Sie beschäftigten sich so stark mit dem Phänomen, daß sie auf die übrige Umgebung nicht achtete. Jill behielt zwar das Wasser im Auge, aber sie schaute nicht auf die Fläche, die vor dem Nebelphänomen lag.
Dort kam etwas..
Dicht unter der Wasserfläche fand es seinen Weg, schob sich näher und näher…
Ein großer dunkler Schatten, lautlos, unheimlich, gefährlich und darauf bedacht, Opfer zu finden.
Jill Livingstone nahm wohl wahr, daß sich der Schilfgürtel an einer bestimmten Stelle links von ihr bewegte, aber sie achtete nicht weiter darauf, ihr Interesse galt dem Nebel.
Noch hätte sie Zeit gehabt, dem Unheil auszuweichen, doch als die nächsten Sekunden vergingen, war ihr Schicksal besiegelt.
Der Schatten hatte sich gedreht. Die Schilfrohre schwankten stärker, einige wurden geknickt, dann peitschte etwas durch das flache Wasser am Uferrand, und im nächsten Moment fuhr ein blaugrüner Gegenstand aus dem Wasser und der Deckung des Schilfs.
Jetzt erst sah Jill, was da geschah!
Sie wurde starr vor Entsetzen. Unwillkürlich dachte sie an eine Riesenschlange, denn der Schwanz dieses Monstrums ähnelte in der Tat dem Körper einer Schlange, doch bevor sie darüber nachdenken konnte, war es schon geschehen.
Wie eine Peitsche schnellte der Schwanz hoch, gleichzeitig erschien ein weit aufgerissenes Maul mit nadelscharfen Zähen aus dem Schilf. Für den Bruchteil einer Sekunde sah Jill dieses widerliche schuppige Monster vor sich, bevor sie einen Schlag bekam, der sie nicht nur zu Boden schleuderte, sondern auch ihren Warnschrei erstickte.
Jill fiel in den weichen Uferschlick. Sie war völlig durcheinander, konnte es nicht fassen, der Schock lähmte sie, und dann erfolgte der zweite Angriff des Monstrums.

Wieder schlug das Ungeheuer mit seinem Schwanz zu. Diesmal allerdings rollte er sich wie ein Band um den Körper des jungen Mädchens, schleuderte ihn an den Beinen hoch und wickelte sich gedankenschnell um die Hüfte.

Dann gab es einen Ruck, und im nächsten Augenblick spürte die entsetzte Jill, wie sie durch den Schilfgürtel und ins kalte Seewasser gezogen wurde…

***

Das Gesicht meines Chefs zeigte einen verbissenen Ausdruck, als er mir auf dem Flur entgegenkam.

»Was ist denn los, Sir?« fragte ich und wollte schon sein Büro ansteuern, doch er wies auf eine Fahrstuhltür.

»Wir fahren in den Keller.«

Ich hob die Augenbrauen, betrat den Lift und schwieg. Sir James kam mir nach. Wie immer trug er einen grauen Anzug, ein weißes Hemd und eine korrekt gebundene Krawatte. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern funkelten. Sie wirkten unnatürlich groß, die Lippen waren hart zusammengepreßt.

»Geht es noch um die Mumie?« fragte ich. Dabei spielte ich auf unseren letzten Fall an.

Sir James schüttelte den Kopf. Er antwortete mit einer Frage, die ich von ihm nicht erwartet hätte. »Haben Sie gut gefrühstückt, John?«

Ich grinste, wobei ich mit fünf Fingern durch die Frisur strich. »Es war zwar nicht sehr üppig, aber immerhin.«

»Dann sehen Sie mal zu, daß Sie es trotzdem behalten«, meinte Sir James sarkastisch.

Der Alte sprach mal wieder in Rätseln, und ich verstand nur Bahnhof. »Was ist eigentlich los?«

»Werden Sie gleich sehen.« Der Fahrstuhl stoppte, wir hatten unser Ziel erreicht.

Dieser von uns Keller genannte unterirdische Komplex des Yard Buildings stellte ein kleines Phänomen dar. Hier feierte die moderne Technik wahre Urstände. Es gab perfekt eingerichtete Labors, das große Rechenzentrum hatte ebenfalls seinen Platz gefunden, und in einem Trakt wurden die Untersuchungshäftlinge festgehalten. Es gab aber auch ein Schauhaus und die Obduktionsabteilung. Dort gingen ebenfalls speziell ausgebildete Ärzte ihrer makabren Arbeit nach, genau wie überall hier unten nur Spezialisten arbeiteten.

Ich war gespannt, was ich hier sollte und wurde überrascht, als uns Suko entgegentrat.

»Du bist hier?« fragte ich erstaunt.

»Ja, man hat mich gleich unten abgefangen.«

Der Chinese war ein wenig später ins Büro gekommen. Er fuhr immer

mit seiner Harley. Auf den Renner wollte er keinesfalls verzichten.
»Was sollen wir hier?«
Mein Freund hob die Schultern. »Keine Ahnung.«
»Kommen Sie, meine Herren«, sagte Sir James und stiefelte voran. Wir schritten durch einen langen Gang, gelangten an eine Kreuzung und wandten uns nach links, wo es zur Obduktionsabteilung ging. Suko und ich warfen uns einen schrägen Blick zu. Wir dachten wohl das gleiche. Wahrscheinlich mußten wir eine Leiche identifizieren. Ich spürte plötzlich ein bedrückendes Gefühl in der Magengegend, da mir ein schrecklicher Verdacht gekommen war. Wenn Sir James uns schon für so eine Aufgabe heranzog, dann war der oder die Tote sicherlich ein Bekannter von uns. Und ich hatte meine Befürchtungen, denn ich dachte an Jane Collins. Seit in sie der Geist des Rippers gefahren war, hatte ich kaum eine ruhige Minute mehr gehabt. Jane war praktisch zu einem Monstrum geworden, und nicht nur das. Sie hatte durch diese grausame Veränderung auch den Weg zu der gefährlichen Hexe Wikka gefunden und war von ihr mit Freuden in den Kreis ihrer Diener und Dienerinnen aufgenommen worden.
Jane Collins stand jetzt auf der anderen Seite. Damit hatte ich fertigwerden müssen, und es war mir verdammt schwer gefallen, Freunde, das können Sie mir glauben. Verzweifelt hatten wir sie gesucht, aber nicht gefunden. Die Fahndung lief noch immer, und ich hoffte für Jane, daß es irgendwann mal ein Zurück für sie geben würde, obwohl das sehr, sehr schwer war.
Und jetzt, als wir durch den langen Gang schritten, kam mir der Gedanke, daß Jane gefunden worden war und als Leiche auf dem Obduktionstisch lag.
Meine Gesichtsfarbe hatte sich verändert, das merkte ich, ohne es zu sehen. Ich stellte nur fest, daß Suko mir von der Seite her einen prüfenden Blick zuwarf. Der Chinese sagte allerdings nichts.
Unser erstes Ziel war ein kleines Büro. Dort residierte der Leiter dieser medizinischen Abteilung. Er war ein alter Fachmann, ihm konnte so leicht niemand etwas vormachen, und er begrüßte uns mit einem Handschlag.
»Haben Sie alles vorbereitet?« fragte Sir James.
»Gewiß.«
»Konnte man sie identifizieren?« hackte unser Chef nach.
Mir gab es einen Stich. Sie, hatte Sir James gesagt. Hieß das vielleicht, daß wir jetzt mit der toten Jane Collins konfrontiert wurden oder einer anderen Bekannten?
Ich schluckte hart und atmete scharf durch die Nase.
»Sie müssen sich beide zusammenreißen«, sagte Sir James Powell, während er dem Arzt zunickte, der auf eine Tür zuschritt, die in den Obduktionsraum führte.

Es gab nicht nur einen, sondern mehrere. Die einzelnen Räume gingen ineinander über.

Ich habe schon in finsteren Grüften gesteckt, verfluchten Schlössern oder Burgen, also Orten, wo man als normaler Mensch eine Heidenangst bekommen konnte, aber nie ist mein Gefühl der Beklemmung so stark wie in dieser nüchternen Obduktionsabteilung. Wenn ich diese gekühlten und mit kalten Fliesen ausgelegten Räume betrat, dann hatte ich jedesmal den Eindruck, als würde ein Eisenreif mein Herz umklammern und mich auch an der Atmung hindern.

Die anderen Ärzte schauten kaum auf, als wir den größten Raum durchquerten. Mich interessierte nicht, womit sie beschäftigt waren, ich sah stur geradeaus.

Meine Spannung stieg. Der Arzt und Sir James unterhielten sich.

Die Worte verstand ich nicht. Trotz der Kühle sammelte sich auf meinem Rücken ein dünner Schweißfilm.

Dann betraten wir einen kleineren Raum, der ebenfalls von Leuchtstoffröhren erhellt wurde. Hier war unser Ziel.

Neben der Tür blieb ich stehen. Ich sah die Schubfächer an der linken Seite, die vom. Boden bis zur Decke reichten. In ihnen wurden die Toten so lange aufgebahrt, bis es zu einer Obduktion kam.

Ich spürte Sukos Hand auf meinem Arm. »Ich glaube, daß sie es nicht ist«, flüsterte der Chinese.

Sir James hatte die Worte trotzdem vernommen. Er schaute uns an, runzelte die Stirn, gab ansonsten keinen Kommentar. Der Arzt trat nicht an ein Schubfach heran, sondern wandte sich dem mitten im Raum stehenden Holztisch zu.

Sir James drehte den Kopf und winkte Suko sowie mich herbei.

Die beiden Schritte, die mich vom Tisch trennten, legte ich schleppend zurück.

Eine graue Decke aus sterilem Plastik verdeckte das, was auf dem Tisch lag. Der Arzt hielt die Decke bereits mit einer Hand fest und wartete nur auf das Zeichen.

Sir James nickte.

Mit einem Ruck zog der Arzt die Decke weg!

***

Karen White hörte den Schrei wie aus unendlicher Ferne. Als wäre er in einer anderen Dimension geboren worden, um durch die unermeßliche Ferne des Weltalls zu eilen, wobei er dennoch ein Ziel fand, immer lauter wurde und in Karens Gehirn explodierte.

Sie wurde wach.

Dieser Schrei hatte sie aus tiefstem Schlaf gerissen. Ihr kam es vor, als hätte man sie mit kaltem Wasser begossen, und sie war sofort da, fand sich auch zurecht, denn im Gegensatz zu Jill brauchte sie keine

Zeit, um sich zu orientieren.
Ihr Blick glitt nach links.
Jills Schlafsack war leer!
Sofort dachte Karen an den Schrei, den sie gehört hatte, und sie folgerte, daß nur Jill ihn ausgestoßen haben konnte. Karen verlor keine Sekunde. Sie zog den Reißverschluß des Schlafsacks auf, klappte beide Hälften zur Seite und rollte sich nach draußen.
Dann stand sie auf und schaute zum See, weil sie ihre Freundin dort vermutete.
»Jill!« rief sie, wobei ihre Stimme zitterte, denn sie konnte ein Gefühl der Panik nicht unterdrücken.
Eine Antwort bekam sie nicht. Die dunklen Mauern der unheimlich wirkenden Ruine schwiegen.
Karens Herz klopfte hart, in ihre Augen legte sich ein ängstlicher Ausdruck, und sie biß sich so hart auf die Lippe, daß sie Schmerzen verspürte.
Noch einmal rief sie den Namen.
Als sie wieder keine Antwort bekam, dachte sie an den See, drehte sich hastig um, und in diesem Augenblick geschah es.
Plötzlich sah Karen White, was mit ihrer Freundin geschehen war.
Die bläuliche Nebelspirale auf dem Wasser nahm sie kaum wahr.
Sie interessierte sich nur dafür, was vor dieser Nebelwand alles geschah. Und dort kämpfte Jill Livingstone um ihr Leben.
Ein Monster hatte sie gepackt!
»Nein, nein!« keuchte Karen. »Ich werde verrückt, ich drehe noch durch! Jill…!« Ihr Ruf hallte über das Wasser, wurde vielleicht auch von Jill vernommen, aber sie konnte nichts tun.
Mit der Wucht eines Dampfhammers war sie aus dem Wasser geschleudert worden. Das Untier hatte sich unter Wasser gedreht, aber sein langer Schwanz umklammerte noch immer die Hüften des Mädchens. Jill schoß aus den Fluten, ihr Gesicht war eine Maske des Entsetzens, der Mund weit aufgerissen, sie schrie und keuchte in einem, drehte sich, wollte aus dieser Umklammerung und wurde wieder zurück in das Wasser geschleudert, wobei das Untier sie ein paar Yards in die Tiefe zog, sie dann losließ, mit ihr spielte, wie eine Katze mit der Fliege, und erneut hart zugriff.
Diesmal allerdings nicht mit dem Schwanz, sondern mit seinen Krallen. Das Untier hatte relativ kurze Arme, die mit grünblauen Schuppen besetzt waren: Die Arme selbst mündeten in zwei Hände, die man nur noch als gefährliche Krallen bezeichnen konnte, denn die Enden der Finger waren spitz wie Messer.
Und die griffen zu.
Jill spürte, wie sie sich in ihren Oberschenkel bohrten und sie selbst wieder aus dem Wasser geschleudert wurde, und zwar so, daß sie in

Richtung Ufer schauen konnte, wo Karen White, ihre Freundin, stand und das grauenhafte Geschehen mit anschauen mußte.

Jill brüllte!

Ihre Angst- und Schmerzensschreie hallten durch die stille Nacht zerrissen sie, und das Monster hievte sie ein letztes Mal in die Höhe, um sie dann wieder zurückzureißen.

Bevor Jill Livingstone, die sich verzweifelt wehrte, endgültig verschwand, hatte das Ungeheuer sein Maul so weit geöffnet, wie es eben ging. Dann biß es zu.

Es war ein mörderischer Biß. Karen bekam es mit. Sie sah das Wasser plötzlich aufschäumen und das Untier mit Jill Livingstone in der Tiefe des Sees versinken.

Noch einmal sah Karen White etwas von ihrer Freundin. Es war ein Fuß, der aus dem Wasser ragte, dann verschwand auch er, so daß sich der See wieder glätten konnte.

Karen White glaubte, verrückt zu werden. Sie stand nur mit ihrem Slip bekleidet am auslaufenden Schilfgürtel des Ufers und starrte auf das Wasser. Tränen rannen über ihre Wangen und näßten das Gesicht. Eine beinahe wahnsinnige Angst hatte sie ergriffen, und sie zitterte vor Grauen. Ihre Zähne schlugen aufeinander, hämmerten einen wilden, verzweifelten Takt, während sie den Kopf schüttelte, weil sie das Unbegreifliche nicht fassen konnte.

In diesem See lebte ein Ungeheuer.

Es gab die Bestie, der alte Mann hatte nicht gelogen. Und sie holte sich ihre Opfer.

Mein Gott…

Aber das Grauen war noch nicht beendet, denn jetzt sah Karen White auf die Nebelwand, und sie hatte das Gefühl, als würde sie sich bewegen.

Ja, sie rückte näher. Die blaue Farbe in ihr hatte sich verdichtet, war intensiver geworden, und Karen glaubte, trotz ihrer tränennassen Augen eine Gestalt innerhalb des Nebels zu sehen.

Zitternd wartete sie ab.

Die Nebelspirale drehte sich, wurde dann zur Seite geweht, legte sich fast auf das Wasser und gab das preis, was in ihr steckte.

Karen White bekam freies Sichtfeld.

Als sie sah, was sich da aus dem Nebel löste, da glaubte sie, den Verstand zu verlieren…

***

Es war nicht Jane Collins!

Gütiger Himmel, ich hatte mich geirrt, meine schreckliche Ahnung hatte sich nicht bestätigt. Ein jeder der Anwesenden hörte mein Aufatmen und sah, wie ich einen Schritt zurücktrat. Dieser

schreckliche Kelch war noch einmal an mir vorbeigegangen.
»Kommen Sie!« Ich hörte Sir James Powells Stimme wie durch einen Schleier aus Watte, riß mich zusammen und trat an den Tisch, wobei ich den Kopf senkte, um auf das schauen zu können, was sich unseren Augen bot.
Es war schrecklich genug!
Jetzt wußte ich, weshalb sich Sir James nach meinem Befinden erkundigt hatte.
Auf dem Tisch lagen mehrere Leichenteile!
Ich möchte Ihnen eine detaillierte Beschreibung ersparen, nur soviel sei gesagt. Wir waren einiges gewohnt, doch dieser Anblick ging uns allen durch und durch. Vielleicht machte der Arzt da eine Ausnahme, sein Gesicht hatte die Farbe nicht verloren, was man von Sir James und Suko nicht behaupten konnte.
Wir schauten uns die Teile an, die man in Plastiktüten gelegt hatte, bis Sir James sich abwandte, wobei er nickte und dem Arzt ein Zeichen gab.
Der legte die Decke wieder über den grausigen Fund.
»Kommen Sie«, sagte Sir James. Er verließ als erster den Raum.
Wir folgten ihm und träfen im Büro des Arztes wieder zusammen.
Der Doc wußte, was uns jetzt fehlte. Er schloß die Tür eines Schranks auf und holte eine Flasche und drei Gläser hervor.
»Das ist guter Whisky«, sagte er. »Jetzt können wir wohl alle einen Schluck vertragen.«
Ich schaute auf Suko. Sogar er nickte. Das kam bei ihm wirklich selten vor, denn den Chinesen konnte man fast als Antialkoholiker einstufen.
Der Arzt schenkte ein, reichte uns die Gläser, und ich zündete mir noch eine Zigarette an.
Sir James, der immer Last mit dem Magen hatte, pfiff auf die Vorschriften und nahm ebenfalls einen Schluck. Danach stellte er das Glas zur Seite.
Ich leerte es mit einem Schluck, während der Arzt auf Stühle deutete, wobei er uns bat, Platz zu nehmen.
Wir setzten uns.
»Sie haben es nun gesehen«, sagte er, »und werden sicherlich einige Fragen haben.« Auffordernd schaute er uns an.
»Die haben wir auch«, erwiderte ich. »Zuerst möchte ich wissen, zu wie vielen Menschen diese Gliedmaßen gehören.«
»Zu dreien.«
»Und das ist sicher?«
»Natürlich. Wir irren uns da nicht.«
»Wo haben Sie die Leichen gefunden?« wollte Suko wissen.
Diesmal bekam er von Sir James die Antwort. »Nicht in London,

sondern im Nordwesten von England. Außerdem haben wir die Leichenteile nicht gefunden, sondern Spaziergänger oder Touristen. Es ist eine etwas lange Geschichte, und ich werde versuchen, sie so knapp wie möglich zu erzählen. Der See heißt Loch Cumberland und liegt inmitten der Cumberland Mountains. Von den Einheimischen allerdings wird das Gewässer nur See des schwarzen Wassers genannt, weil es ähnlich dunkel ist wie Loch Ness. Die Teile wurden angespült. Das geschah nicht an einem Tag, sondern zog sich hin. Direkt am See liegt ein kleines Dorf. Es heißt Darkwater, und die Menschen dort waren natürlich entsetzt, als die Leichenteile angeschwemmt wurden. Es gab polizeiliche Untersuchungen, die allerdings zu nichts führten. Schließlich wurden wir eingeschaltet, als die lokalen Behörden nicht mehr weiterkamen.« Sir James schaute den Arzt an. »Jetzt sind Sie an der Reihe, Doc.«

»Natürlich. Wir haben die Leichenteile genauestens untersucht und festgestellt, daß die unglücklichen Menschen einer reißenden Bestie in die Klauen geraten sein müssen. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen.«

»Das paßt genau zu den Aussagen, die uns von den Dorfbewohnern vorliegen«, erklärte Sir James. »Man glaubt in Darkwater nämlich nicht an eine natürliche Todesursache, und die alte Mär von dem Ungeheuer, das innerhalb des Sees lauern soll, gewinnt wieder an Bedeutung. Da Sie beide Erfahrungen haben, was Ungeheuer angeht, ich denke da nur an Loch Morar, habe ich mir gedacht, daß Suko und Sie, John, den Fall übernehmen.«

»Wir sollen also nach Darkwater.«

»Genau das.«

»Gibt es noch mehr Hinweise auf das Ungeheuer?« erkundigte ich mich. »Ich meine, was Sie bisher gesagt haben, Sir, ist relativ vage — oder irre ich mich da?«

»Nein, aber ich kann Ihnen mehr auch nicht bieten. Sie können die Akten einsehen. Ob das allerdings etwas bringt, weiß ich nicht. Es sind dort nur medizinische Gutachten verewigt. Über das Motiv und den eigentlichen Hergang der Tat steht nichts drin.. Da müssen Sie schon an Ort und Stelle recherchieren.«

»Und Sie glauben tatsächlich an ein Ungeheuer?« hakte der Arzt noch einmal nach.

»Ja«, erwiderte ich und nickte.

»Das fällt mir als Mediziner und Naturwissenschaftler natürlich schwer«, bekam ich zur Antwort, wobei der Doc noch lächelte.

»Haben Sie eine andere Lösung?«

»Leider nein. Ich für meinen Teil würde allerdings auf einen Menschen schließen oder auf ein Raubtier, das sich irgendwo in der Nähe des Sees herumtreibt. Man hört ja immer wieder, daß Löwen

oder Tiger aus einem Zirkus ausbrechen und auch Menschen anfallen. Da ist so etwas leicht möglich.«

Die Argumentation des Arztes war allerdings nicht von der Hand zu weisen. Rückendeckung bekam ich von meinem Chef, denn Sir James sagte: »Dagegen spricht vor allem, daß man die Leichen im Wasser gefunden hat. Meines Wissens halten sich Ihre Art von Raubtieren dort nicht auf.«

»Stimmt auch wieder«, sagte der Arzt. »Allerdings könnten die Fundstücke dort hineingeworfen worden sein.«

»Wie dem auch sei, wir werden es herausfinden«, gab Suko seinen optimistischen Kommentar. Und mit diesen Worten hatte er gleichzeitig unseren Aufbruch eingeleitet.

Wir erhoben uns. Jedem einzelnen reichte der Arzt die Hand. Er bat uns noch, ihn auf dem laufenden zu halten, denn dieser Fall interessierte ihn sehr.

Wir versprachen, unser Bestes zu tun.

Wieder im Fahrstuhl, fragte mich Sir James: »Sie dachten an Jane Collins?«

»Das kann ich nicht bestreiten.«

»Ich aber auch, Sir«, meinte Suko.

»Hoffen wir, daß so etwas nicht mal Wirklichkeit wird«, sagte unser Chef, wobei mir bei seinen Worten ein kalter Schauer über den Rücken rann.

Im Büro trafen wir unsere letzten Vorbereitungen. Wir warfen auch noch einen Blick in die Akten. Sie bestätigten ungefähr das, was wir auch schon von dem Arzt gehört hatten.

All unsere Waffen nahmen wir mit. Dann wurde es Zeit, denn wir wollten noch am gleichen Tag in Darkwater sein…

***

Gab es noch eine Steigerung des Entsetzens, nach dem, was Karen White hinter sich hätte?

Ja, es gab sie. Und sie bekam die Bestätigung, denn was sich da aus der über dem Wasser stehenden Nebelwand schälte, war das absolute Grauen und hätte eher in einen Horrorfilm gepaßt, als in die Wirklichkeit.

Dort kam ein Skelett!

Aber kein normales, sondern eines, das blau schimmerte. Es hatte in der Tat blaue Knochen, und sie leuchteten von innen heraus, während um die gesamte Horror-Figur ein leichter, ebenfalls blauer Schleier lag.

Das blaue Skelett schwebte nicht über dem Wasser, sondern stand in einem schmalen Boot, das mehr einer Barke oder einem Nachen ähnelte. Zudem hielt es eine lange Stange in der Knochenfaust, die sie

immer wieder in das schwarze Wasser eintauchte, um so das Boot zu bewegen.

Dieser Vorgang geschah in einer lautlosen geisterhaften Art. Da war kein Plätschern zu hören, wenn die Stange eintauchte, nicht einmal den winzigen Kranz einer schmalen Bugwelle konnte Karen White erkennen.

Jetzt hatte das blaue Skelett genau die Stelle erreicht, wo Jill Livingstone verschwunden war. Der Nachen huschte darüber hinweg, und der unheimliche Ruderer tauchte die Stange tief in das Wasser ein, wobei er sich vorbeugte, sein Ruder hart durch die Fluten zog und den Nachen beschleunigte.

Karen stand da und rührte sich nicht. »Nein, nein«, hauchte sie. »Das kann nicht wahr sein. Ich werde noch verrückt. Ich träume. Das ist ein Alptraum…« Sie zitterte, weinte und redete in einem, wobei sie ihren Mund geöffnet hatte und pfeifend Atem holte.

Der Nachen kam näher!

Und mit ihm das blaue Skelett, diese unheimliche Gestalt, die von Karen deutlicher wahrgenommen werden konnte. Jetzt konnte sie auch den Kopf besser erkennen, wobei Kopf das falsche Wort für diesen angsteinflößenden Schädel war, in dessen Augenhöhlen ein ebenfalls blaues Licht leuchtete.

Es war so hell, als wären die Augen in dem Schädel mit Diamanten gefüllt, und der Blick des Mädchens wurde so direkt von den blauen Augen angezogen, als wären sie Magnete.

Karen White stand da und starrte auf die knöcherne Erscheinung.

Sie dachte auch nicht mehr an ihre Freundin Jill, jetzt interessierte sie nur das Skelett in dem seltsamen Nachen, der über den See fuhr, als würde er schweben.

Plötzlich durchzuckte es das Mädchen wie ein Stromstoß.

Urplötzlich wurde ihr bewußt, wie nahe der Unheimliche schon war, denn nur wenige Yards weiter, dann würde der Bug des Nachens bereits den Schilfgürtel erreichen.

Karen White ballte die Hände zu Fäusten. In ihrem Inneren meldete sich eine Stimme, der Selbsterhaltungstrieb erwachte, und sie wußte mit einemmal, daß sie hier wegmußte, wollte sie nicht ein Opfer des blauen Skeletts werden.

Die Flucht war eine Folge ihrer Gedanken. Sie hastete auf ihre neben dem Schlafsack liegenden Kleidungsstücke zu, raffte sie auf und rannte den Hang zur Ruine hoch, wo auch ihr Wagen im Schatten der baufälligen Mauer parkte.

Weg. Nur weg von diesem Ort des Schreckens. Die Polizei mußte benachrichtigt werden, Hilfe sollte kommen, das Grauen mußte gestoppt werden, und Taucher sollten nach ihrer Freundin Jill suchen.

Die Wagentüren hatten sie nicht abgeschlossen. Das erwies sich als

Vorteil. Karen warf ihre Kleidungsstücke auf den Rücksitz des Morris, und ihr fiel mit Schrecken ein, daß sich der Zündschlüssel in den Jeans befand.

Sie drehte sich auf dem Fahrersitz, während sie vor Angst zitterte.

Erst mit dem zweiten Griff bekam sie die Jeans zu fassen, griff natürlich in die falsche Tasche, mußte wechseln und hielt endlich den Schlüssel in der rechten Hand.

Ihre Finger zitterten dabei so sehr, daß es ihr große Mühe bereitete, überhaupt das Schloß zu finden. Dann endlich hatte sie es geschafft, der Schlüssel steckte, sie drehte ihn herum, und der kalte Motor wollte nicht so recht kommen.

»Spring doch endlich an!«, flüsterte Karen. »Bitte, spring an!« Sie biß so hart auf ihre Lippe, daß sie Blut schmeckte, drehte den Schlüssel und schaute nach rechts, denn sie hatte aus den Augenwinkeln einen blauen Schein wahrgenommen, der nicht still auf dem Boden lag, sondern sich bewegte.

Er glitt näher.

Das Skelett kam…

Wollte es sie holen Karen schrie, und in ihren Schrei mischte sich das stotternde Spotzen des Motors.

Endlich!

Kuppeln, dann gasgeben, alles ging überhastet, und sie hätte den Motor fast noch abgewürgt, schließlich fuhr der Wagen mit einem Ruck an.

Die Hinterreifen drehten auf dem glatten Grasboden ein paarmal durch, faßten aber, und der Wagen beschleunigte.

Das blaue Skelett blieb zurück. Karen hatte es geschafft. Sie war dem Grauen entkommen.

Verkrampft hockte sie auf dem Sitz. Die Hände hielten das Lenkrad so hart fest, als wäre es ein letzter Rettungsanker.

Der Untergrund war nicht glatt und stieg leicht an. Bodenwellen, Querrinnen, herumliegende Äste und Zweige machten ihn zu einer Holperstrecke für den Wagen. Zudem war der kleine Morris vom Gewicht her ziemlich leicht, die Unebenheiten des Bodens übertrugen sich auch auf das Lenkrad und damit auf die Fahrerin, die Mühe hatte, den Wagen unter Kontrolle zu halten.

Plötzlich bemerkte sie den hochgewachsenen Schatten dicht vor der Kühlerschnauze, ein riesiges Monstrum mit sehr langen Armen. Karen dachte an ein Ungeheuer, ihr Mund öffnete sich wieder zu einem Schrei, doch sie tat instinktiv das richtige, indem sie das Lenkrad nach links kurbelte und den Baum knapp passierte.

Nichts anderes war das »Monster« gewesen, nur ein alter Baum.

Die tiefer hängenden Zweige schabten noch über das flache Autodach, und für Karen White hörte es sich an wie das Kratzen von

kalten Totenfingern.

Erst jetzt dachte sie daran, die Scheinwerfer anzuschalten. Die beiden Lampen flammten auf. Breit und hell stachen die Strahlen durch die Finsternis, huschten über Baumstämme, trafen Büsche, leuchteten sie aus und wanderten weiter, mal nach links, dann wieder nach rechts. Es kam darauf an, in welche Richtung Karen ihren kleinen Morris lenkte.

Einfach geradeaus fahren konnte sie nicht. Das ließ das Gelände nicht zu. So mußte sie Schlangenlinien fahren, um die Straße zu erreichen.

Karen White schaffte es. Der Morris nahm die letzte Bodenwelle.

Karen wurde noch einmal durchgeschüttelt und kurbelte das Lenkrad nach rechts, um in die schmale Kurve zu kommen, die sie fahren mußte. Endlich befanden sich alle vier Räder ihres Wagens auf dem Asphaltbelag der Uferstraße, die hier noch gut ausgebaut war. Weiter östlich mündete die Straße in einen Schotterweg.

Gas!

Der Motor des kleinen Morris überdrehte sich fast. Karen machte in ihrer Panik vieles falsch. Was ihr sonst in Fleisch und Blut eingegangen war, hatte sie wieder vergessen. So kam es, daß sie den Motor abwürgte und der Wagen mitten auf der schmalen Straße stehenblieb.

Karen konnte einfach nicht mehr. Sie hatte in den letzten Minuten zuviel durchgemacht und mußte sich eine Pause gönnen. Ein paarmal schüttelte sie den Kopf, beugte sich vor und lehnte ihre Stirn gegen den Lenkradring.

So blieb sie sitzen.

Minuten verrannen. Erst als der Schweiß getrocknet war und Karen anfing zu frieren, da wurde ihr bewußt, daß sie nur den Slip trug.

Zum Glück hatte sie ihre persönlichen Dinge zusammengerafft, auch Geld befand sich noch in ihrer Jeans.

Sie drehte sich, griff zwischen den beiden Rückenlehnen der Vordersitze hindurch und holte die Jeans sowie ihr T-Shirt nach vorn. Dabei traute sie sich nicht, den Wagen zu verlassen, sie verrenkte sich fast die Glieder, als sie, hinter dem Lenkrad hockend, in die Kleidungsstücke stieg.

Immer wieder warf sie skeptische Blicke in den Spiegel. Karen White dachte an das blaue Skelett und befürchtete, daß es sie verfolgen würde, was jedoch nicht der Fall war, denn sie sah nicht einmal den Hauch eines Scheins im Spiegel.

Allmählich beruhigten sich ihre Nerven. Einen Plan hatte sie ebenfalls schon gefaßt. Sie mußte nach Darkwater und dort Bescheid sagen, was geschehen war. Da sollten Leute nach ihrer Freundin suchen. Man konnte sie nicht einfach dieser schrecklichen Tiefe

überlassen, das ging auf keinen Fall.

Darkwater lag etwa drei Meilen entfernt, am großen Bogen des Sees. Sonntags schallte das Geläut der Kirchenglocken weit über das dunkle Wasser.

Sie fuhr weiter. Diesmal nicht so schnell und hektisch, sondern ruhiger. Dabei konnte sie noch nachdenken, und ihr fiel ein, daß Darkwater überhaupt keine Polizeistation besaß. Es gab zwar einen Konstabler, aber der war gleichzeitig Postmann und teilte sich seine Arbeit.

Kurvig wurde die Straße. Mal konnte Karen den See erkennen, dann wiederum nahmen ihr hohe Bäume oder dicht wachsende Büsche den Blick auf die dunkle Wasserfläche.

Als sie endlich die ersten Häuser von Darkwater sah, da atmete sie auf. Gerettet…

***

Wir hatten eine wirklich heiße Fahrt hinter uns und dem Bentley alles abverlangt.

Das alte Schätzchen schnurrte noch wie in seinen besten Tagen, obwohl es schon über fünf Jahre alt war. Ich sah noch nicht ein, mir einen neuen Wagen zuzulegen, der alte tat es auch, zudem war ja nichts daran. Der Silbergraue wurde regelmäßig gewartet und hatte mich noch nie im Stich gelassen.

Cumberland Mountains. Davon hatte ich wohl mal gelesen, aber die Ecke selbst kannte ich nicht. Es war eine kaum erschlossene Gegend. Die Straßen, die wir nehmen mußten, konnte man an einer Hand abzählen. Die Autobahn führte weit vorbei, und wir mußten uns auf engen, manchmal pistenähnlichen Wegen weiterwinden.

Schließlich sahen wir den See.

Wir kamen aus den Hügeln, die von dem grauen Band der Straße wie ein geringelter Wurm durchschnitten wurde. Der See lag zu unseren Füßen. Leider war es ein trüber Tag, zudem schwebte über dem Wasser eine Dunstwolke, dennoch erkannten wir die dunkle Fläche des Gewässers und konnten uns vorstellen, daß der See seinen Spitznamen zu recht bekommen hatte.

»Und?« fragte Suko.

»Was meinst du damit?«

»Wie gefällt es dir?«

»Urlaub könnte ich hier schon machen. Aber nur eine Woche. Mehr auch nicht.«

Der Chinese lachte. »Frag mich mal.«

So romantisch die Gegend auch war, hier konnten sich meiner Ansicht nach nur Eremiten wohl fühlen. Zudem war der See ziemlich groß, und es gab nur eine Ortschaft, eben Darkwater.

Die sahen wir nicht einmal.
Wir waren nach Karte gefahren und wußten, daß Darkwater irgendwo am anderen Teil des Sees liegen mußte. Demnach mußten wir um das Gewässer herum.
Zum Glück existierte eine Straße. Eigentlich mehr eine Piste, denn Asphalt oder Teer schien man hier nicht zu kennen. Über uns lag ein wolkenbedeckter Himmel. Nach der Hitze der letzten beiden Wochen und den damit verbundenen Unwettern hatte es sich jetzt abgekühlt, was uns beiden sehr gut tat. Von den Hügeln wehte noch ein leichter Wind. Er fuhr über das Wasser und wirbelte den Staub zu langen Schleiern hoch, der auf der Piste lag.
Zu unserer Überraschung mündete die Piste in eine Asphaltfahrbahn.
»Doch nicht am Ende der Welt«, sagte Suko.
»Wie herrlich.« Ich konnte ein wenig stärker auf das Gaspedal drücken.
Die Straße wand sich am See entlang. Hin zum Wasser trennte sie ein leicht schräg abfallender Hang. Bewachsen war er mit Büschen und Bäumen. Alles wucherte wild und zeigte das satte Grün eines Junimonats.
Hin und wieder sahen wir auch eine alte Ruine. Drei hatten wir schon auf der Strecke gezählt. In früheren Zeiten mußten um den See kleinere Burgen gestanden haben.
Als wir vor uns den Beginn einer großen Kurve sahen und in sie einfuhren, bemerkten wir auch den dunklen Lieferwagen, der halb auf der Straße parkte.
Zwei Männer standen neben dem Fahrzeug, sprachen miteinander und drehten die Köpfe, als sie unseren Bentley entdeckten.
Nachdem wir ein paar Yards gefahren waren und ich mit der Geschwindigkeit herabging, konnten wir rechts die Trümmer einer kleinen Burg sehen. Auch gelang es uns, zwischen den Baumstämmen in Richtung See zu blicken. Am Ufer hatten sich einige Männer um ein auf den Wellen dümpelndes Boot versammelt.
»Da scheint eine Party zu sein«, sagte Suko.
»Mal sehen, ob sie uns einladen«, erwiderte ich und lenkte zwei Räder des Wagens auf den Grasstreifen neben dem Weg.
Wir stiegen aus. Die beiden Männer am Lieferwagen beäugten uns mißtrauisch. In ihren Gesichtern regte sich kein Muskel, als sie uns entgegenschauten. Die beiden vergruben demonstrativ ihre Hände in die Taschen der dunklen Cordhosen.
Wir blieben stehen und grüßten freundlich.
Unser Gruß wurde nicht erwidert. Die Männer blieben weiterhin ziemlich abweisend.
»Haben wir denen etwas getan?« murmelte Suko.
»Keine Ahnung.« Ich knipste mein bestes Lächeln an und deutete zum

Seeufer. »Was ist dort geschehen?«

»Fahren Sie weiter! Das geht Sie nichts an!« wurden wir angemeckert.

Ich runzelte die Stirn. »Ist aber nicht sehr höflich, was Sie da von uns verlangen.«

»Das interessiert uns nicht.«

Es gibt Menschen in meinem Land, die sind eben sehr starrköpfig.

Zumeist findet man diese Typen auf dem Land, hier hatten wir es mit zwei besonderen Exemplaren zu tun. Um sie auf unsere Seite zu bringen, holte ich meinen Ausweis hervor und machte ihnen klar, wer wir waren.

»Polizei?«

»Genau, sogar Scotland Yard. Und wir beide sind nicht zum Spaß hierhergefahren.«

»Geht es um die Toten?«

»Sicher.«

Die Männer schauten sich an, hoben die Schultern und deuteten dann zum Ufer. »Da unten ist Konstabler Elliot Orwell. Der wird Ihnen mehr sagen können.«

»Danke.«

Wir ließen die beiden stehen und fuhren zum Seeufer hinunter.

Dabei passierten wir auch die alte Ruine, ließen den Wagen dort stehen und entdeckten sogar die Reste eines Lagerfeuers.

Daneben lagen zwei leere Schlafsäcke. Zudem sahen wir Taschen, deren Inhalt ausgeräumt war und danebenlag.

Von den Männern am Ufer, insgesamt vier, waren wir schon entdeckt worden. Fragend schaute man uns entgegen. Dann löste sich einer der Männer und kam auf uns zu. An der Uniform, die er trug, erkannten wir den Konstabler.

Er hatte leichtes Übergewicht. Der Bierbauch war so gewachsen, daß er die Jacke vorn nicht mehr zubekam, und der Hosengürtel mußte im letzten Loch befestigt werden. Im Gegensatz zu seinem Körperbau stand der kleine Kopf mit der spiegelnden Glatze, denn eine Mütze trug der Mann nicht.

»Wer sind Sie?« Seine Stimme klang ziemlich unfreundlich.

Auch diesen Menschen klärten wir über unsere Identität auf.

»Ach, aus London.« Er grinste schief. »Ihr kommt sicher wegen der Leichen.«

»Ja, Mr. Orwell.«

Er wunderte sich nicht einmal, daß Suko seinen Namen ausgesprochen hatte.

»Sieht nicht gut aus«, meinte er.

»Wieso?« fragte ich.

Orwell drehte sich gemächlich um und deutete auf das dunkle

Wasser des Sees. »Da ist wieder jemand verschwunden. Ein junges Mädchen.«

Suko und ich schauten uns an. Ich preßte hart die Lippen zusammen, denn ich wurde wieder an die Szene im Keller erinnert, als man uns die Leichenteile zeigte.

»Wann ist es passiert?« wollte Suko wissen.

»In der letzten Nacht.«

»Hat das etwas mit den beiden Schlafsäcken zu tun, die wir gesehen haben?«

»Ja.«

»Dann sind zwei umgekommen?«

»Nein.« Er schüttelte seinen kleinen Kopf. »Ich sagte doch, es war nur eine. Die andere konnte fliehen. Sie steht allerdings unter einem Schock. Wir mußten sie allein in einen Raum legen.«

»Was hat sie gesagt?«

»Nicht viel, aber sie sprach von einem Ungeheuer, das mitten in der Nacht an Land gekommen ist.«

Jetzt wandte ich mich an ihn. »Haben Sie das Ungeheuer schon gesehen?«

»Ich nicht.«

»Aber andere?«

»Sicher.«

Er war ziemlich einsilbig. Das schien überhaupt eine Eigenschaft dieser Bewohner zu sein. Nur nicht mehr sagen, als unbedingt nötig war. »Haben Sie den See abgesucht?«

»Natürlich. Wir sind hinausgefahren, konnten allerdings nichts entdecken.«

»Suchen Sie denn weiter?«

»Hat keinen Sinn. Irgendwann wird die Leiche schon angeschwemmt. Oder ein Teil davon.«

Das war vielleicht eine Einstellung. Ich schüttelte den Kopf. So etwas begriff ich nicht. »Sie müssen aber doch…«

Er winkte ab. »Ach, reden Sie nicht. Sie kommen von weit her und wissen nichts. Es ist besser so, wenn Sie wieder fahren. Gegen das Ungeheuer kommt keiner an.«

»Gibt es das überhaupt?« fragte Suko.

»Mann, Sie sind gut«, erwiderte der Konstabler. »Es ist gesehen worden. Außerdem sind die Toten doch Beweis genug — oder?«

Da mochte er recht haben. Mich ärgerte es trotzdem, daß die Sache nur so lasch angegangen wurde. Ich blickte über das Wasser. Selten hatte ich einen so dunklen See gesehen. Der mußte wirklich total verschmutzt sein. Da gab es zahlreiche Verstecke, in denen sich das Monstrum verbergen konnte.

»Sie haben keine Chance«, meinte der Konstabler, »auch wenn Sie

extra aus London hergekommen sind. Hier herrschen andere Gesetze. Die Einheimischen holt sich die Bestie nicht. Von uns wagt sich keiner bei Anbruch der Dunkelheit an den See, geschweige denn, daß er ihn mit einem Boot befährt. Nein, Mister, wir sind hier nicht lebensmüde. Das kann man nur den Fremden nachsagen.«

»Trotzdem werden wir bleiben.«

»Ihre Sache.«

»Können wir mit der Zeugin sprechen?« fragte ich.

»Da müssen Sie nach Darkwater.«

»Das hatten wir sowieso vor.«

»Ich habe nichts dagegen. Aber ich sage Ihnen, Sie werden es nicht schaffen.«

»Das lassen Sie mal unsere Sache sein.«

Der Konstabler grinste schief und hakte seine beiden Daumen in den nach unten hängenden Hosengürtel. »Sie sind wie alle Städter. Hauen auf den Putz und denken, Sie könnten es schaffen. Aber da läuft nichts, hier müssen Sie mal umdenken.«

Ich ließ meinen Kollegen stehen und schritt zum Ufer. Ein schmaler Schilfgürtel wuchs etwa zwei Yards in das Wasser hinein, das auch hier, in Ufernähe, braun schimmerte. Die Männer, die mit dem Boot auf dem See gewesen waren, hatten in das Schilf eine Bresche geschlagen, damit sie wegkonnten.

Dieser See gefiel mir überhaupt nicht. Das dunkle Wasser strahlte irgend etwas Unheimliches aus, etwas Drohendes und Gefährliches. Aus großer Höhe betrachtet, mußte er wirken wie ein gewaltiges schwarzes Loch.

Wenn es das Ungeheuer tatsächlich gab, fragte ich mich nur, wie wir es finden sollten. Wir konnten nicht den gesamten See durchtauchen. Das hätte vielleicht Monate gedauert und dabei wäre unter Umständen nichts herausgekommen, da das Monstrum immer neue Schlupfwinkel fand.

Ich zündete mir eine Zigarette an und dachte nach. Zwei Mädchen hatten hier am Ufer campiert. In der Nacht war das Monstrum gekommen und hatte eine der beiden zu sich in die dunkle Tiefe geholt. So schrecklich dies auch war, für uns bot sich da eine Chance. Es mußte uns nur gelingen, das Ungeheuer zu locken.

Und das ging am besten, in dem wir uns als. Köder anboten und selbst eine Nacht dicht am See verbrachten. Vielleicht konnten wir sogar die gleiche Stelle nehmen. Das war ein Plan, dem Suko sicherlich auch zustimmen würde.

Ich wollte ihn fragen, als ich seine Schritte hörte und der Chinese neben mir stehenblieb. »Wir könnten das gleiche machen wie die beiden Mädchen«, erklärte er, »und hier die Nacht verbringen.«

»Das wollte ich auch sagen.«

»Dann sind wir uns ja einig.«

Ich warf die Zigarette ins Wasser, wo die Glut zischend verlöschte. Als ich Sukos Griff an der Schulter spürte, drehte ich mich um.

»John, da, sieh!«

Mein Freund deutete auf den See. Gar nicht weit hinter dem Schilfgürtel trieb etwas dicht unter der Oberfläche. Etwas Längliches, Helles…

Mein Magen krampfte sich zusammen, als ich den Gegenstand erkannte. Es war ein menschliches Bein…

***

Es klopfte!

Karen White hörte es wohl, aber sie war zu erschöpft, um eine Antwort zu geben. So faßte die Frau die Gelegenheit beim Schopf und betrat das schlicht eingerichtete Zimmer, in dem nur ein Bett und ein Schrank standen.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte sie.

»Nein, nein«, gab Karen flüsternd zurück. »Danke, ich habe keinen Durst.«

Die Frau nickte lächelnd. »Gut, ich komme in einer halben Stunde noch einmal wieder.«

»Ja, tun Sie das.«

Die Frau verschwand. Sacht zog sie die Tür hinter sich zu. Karen White blieb wieder allein. Sie drehte ihren Kopf auf die Seite und spürte das tränennasse Kissen. Ja, sie hatte in den letzten Stunden viel geweint. Da war wieder alles hochgekommen, die gesamte schlimme Erinnerung, das Grauen, das hinter ihr lag und ihr Herz zusammen preßte. Manchmal hatte sie geschrien, denn immer wieder sah sie die gleichen Bilder vor ihrem geistigen Auge.

Ein schuppiges Monstrum, das Jill in die Tiefe zog, und dann das blaue Skelett, das aus der Nebelwand kam und mit seinem Boot Kurs auf sie nahm.

Schlimme, alptraumhafte Bilder, die von ihr kaum verkraftet werden konnten. Sie wußte nicht mehr, wie sie in dieses Haus gekommen war. Karen war einfach losgefahren, hatte irgendwann das Dorf erreicht, war aus dem Wagen gestiegen und schreiend die Dorfstraße hinuntergelaufen. Dieses laute Rufen hatte die Menschen aus ihrem Schlaf gerissen, und irgend jemand hatte sie dann aufgefangen, bevor sie ohnmächtig wurde.

Ja, so war es gewesen.

Und jetzt lag sie in diesem alten Holzbett, bedeckt mit einem dicken Oberbett. Sie wußte nicht einmal, in welcher Etage dieser Raum lag, es war ihr auch egal, sie wollte nur all das Schreckliche vergessen, das sie durchgemacht hatte.

Bisher war sie noch nicht aufgestanden. Allerdings konnte sie auch nicht für länger liegenbleiben, deshalb schwang sie die Beine über die Bettkante und setzte sich erst einmal hin.

In ihrem Kopf hatte sie ein dumpfes Gefühl. Sie stützte das Kinn in beide Hände, schloß für einen Moment die Augen, öffnete sie wieder und holte tief Luft.

Erst jetzt fiel ihr auf, wie stickig die Luft in dem Zimmer war. Hier hatte kaum jemand gelüftet, und ihr Blick fiel automatisch auf das Fenster. Es war quadratisch und sehr klein.

Als sie zwischen ihre Füße auf den Boden schaute, sah sie die alten, grau gestrichenen Holzdielen, die sich sogar ein wenig bogen, wenn Karen sie mit ihrem Gewicht belastete.

Auf zittrigen Beinen und mit einem Pudding-Gefühl in den Knien schritt sie zum Fenster. Rechts befand sich ein einfacher Metallgriff, den sie nur zu drehen brauchte, um das Fenster zu öffnen.

Das gestaltete sich als sehr schwierig. Sie mußte schon Kraft einsetzen, um es zu schaffen.

Dann konnte sie nach draußen schauen.

Etwas kühlere Luft drang an ihr Gesicht. Ein paarmal holte sie tief Atem, schloß die Augen und wünschte sich weit weg von hier. Es blieb nur ein Wunsch.

Als sie die Augen wieder öffnete, schaute sie in einen fremden Garten. Nicht sehr gepflegt, sondern eher verwildert. Man hatte die Pflanzen wachsen und wuchern lassen.

An der Rückseite wurde der Garten von einem einfachen Holzzaun abgegrenzt. Die Pfähle sahen schon brüchig aus, sie steckten tief im Boden. Vor dem Zaun wucherte das Unkraut hüfthoch.

Jenseits des Grundstücks begann eine Wiese, auf der zwei magere Ziegen Gras rupften. Insgesamt ein friedliches Bild, aber das Girl traute dem Frieden nicht. Sie hatte auch den Horror kennengelernt, der unsichtbar lauerte und den Frieden brutal zerstören konnte.

Karens Hände krampften sich zusammen. Noch einmal schaute sie nach draußen, dann wandte sie sich ab und steuerte wieder ihr Bett an.

Es schwankte. Karen White hatte das Gefühl, auf einem Schiff zu stehen, das bei hoher See durch das Meer pflügte. Sie merkte die Erschöpfung, die auch die Ruhe nicht hatte überdecken können, und sie schüttelte ein paarmal den Kopf, wobei sie ein seltsames Brausen im Schädel spürte, das immer mehr anschwoll und ein taubes Gefühl in ihren Ohren hinterließ, als es schließlich verklungen war.

Erschöpft ließ sie sich auf das Bett fallen, drückte ihren Rücken zurück und lag schließlich auf dem weichen Oberbett.

Schon fast einen ganzen Tag hielt sie sich in diesem Zimmer auf.

Sie trug noch immer die gleiche Kleidung, man hatte ihr nur die

Schuhe ausgezogen, mehr war nicht geschehen. Ein paarmal hatte sie etwas getrunken, jetzt verspürte sie keinen Durst mehr.

Nur allmählich beruhigte sie sich wieder. Auch ihr Herzschlag nahm die normale Folge an, und sie dachte daran, daß Jills Eltern benachrichtigt werden mußten. Niemand hatte sie bisher vorn Tod ihrer Tochter aufgeklärt.

Es würde ein Schock für sie werden, denn Jill war das einzige Kind der beiden gewesen. Ihre Eltern hatten Karen sogar nahegelegt, auf Jill zu achten, und sie fürchtete, daß man ihr nun die Schuld am Tod des Mädchens geben würde.

Aber das konnten die anderen nicht, das ging zu weit. Nein, sie hatte…

Plötzlich richtete sich Karen White auf.

Sie hatte ein Geräusch gehört. Nicht innerhalb des Zimmers, es war draußen an der Rückseite des Hauses aufgeklungen. Ein seltsames Kratzen und Schaben.

Kam da jemand?

Karen drehte den Kopf, damit sie den quadratischen Ausschnitt im Auge behalten konnte. Sie hatte das Fenster nicht geschlossen, weil sie frische Luft haben wollte, nun bereute sie es, denn bei offenem Fenster konnte jemand leicht in das Zimmer einsteigen.

Noch war es Zeit, aufzustehen und das Fenster zu schließen, aber sie fand nicht die Kraft und den Mut, dies zu tun. Statt dessen hörte sie, wie etwas von außen gegen die Wand schlug.

Karen bekam Angst.

Unter dem Oberbett ballten sich ihre Hände zu Fäusten, auf der Stirn glänzte Schweiß, und sie fühlte, wie sie anfing zu zittern. Da kam jemand, da wollte einer was von ihr.

Sie schaute zur Tür.

Geschlossen war der Ausgang. Auch die Chance, daß jemand kam, war gering. Die ihr noch namentlich unbekannte Frau hatte von einer halben Stunde gesprochen.

Die war längst nicht um.

Schritte.

Ein leises, kaum hörbares Tapp Tapp klang durch das offene Fenster und erreichte ihre Ohren. Und die Schritte wurden lauter, ein Beweis, daß sich der Unbekannte näherte.

Wann würde er da sein?

Jetzt, in diesem Augenblick, denn Karen White sah, wie sich eine Gestalt in die Höhe schob und durch das offene Fenster auf sie und das Bett starrte.

Die Gestalt trug einen alten Hut. Weit war die Krempe in die Stirn gebogen, das Gesicht war zur Hälfte von einem wild wuchernden Bartgestrüpp verdeckt.

Karen kannte den Ankömmling.
Es war der alte Mann, der sie und Jill so deutlich gewarnt hatte.
Jetzt war er zurückgekommen, und er bewegte seinen rechten Arm, so daß er ihn durch das offene Fenster schieben konnte, denn in der rechten Hand hielt er eine Pistole, deren Mündung er auf die im Bett liegende Karen White richtete…

***

Ein Bein!
Herrgott, da schwamm ein Bein! Und nicht nur wir hatten es gesehen, auch die Männer.
Während Suko und ich ruhig blieben und erst einmal abwarteten, reagierten sie leicht panikerfüllt. Sie rannten weg von ihrem Boot und blieben erst in Höhe der alten Ruine stehen, von wo aus sie furchtsam in Richtung See schauten und heftig miteinander diskutierten. Wir hörten zwar einige Wortfetzen, aber wir achteten nicht weiter darauf, für uns war der schreckliche Fund wichtiger.
Suko und ich verständigten uns mit Blicken. Wir wollten nicht erst abwarten, bis das Bein angetrieben worden war, sondern es aus dem Wasser holen.
»Komm«, sagte ich nur. Fast hätte ich den Konstabler umgerannt, der als einziger stehengeblieben war. Als er sah, daß wir ins Boot wollten, versuchte er, uns aufzuhalten.
»Das können Sie nicht machen!« schrie er. »Sie begeben sich damit in eine große Gefahr. Sie…«
»Was hätten Sie denn getan?« fragte ich, wobei ich bereits mit einem Bein im Boot stand und mein Fuß bis zum Knöchel im Uferschlick versunken war.
»Also ich, ich hätte…« Er schüttelte seinen Kopf mit der blanken Glatze. »Bleiben Sie hier. Das Bein können wir später holen. Wirklich, es ist zu gefährlich…«
Weder Suko noch ich kümmerten uns um die Worte. Der Chinese hatte das Boot bereits geentert und sich auf die Mittelbank gehockt, wobei er mit beiden Händen die Rudergriffe umklammerte. »Schieb mal!« rief er mir zu.
Ich drehte ab und bemerkte noch aus den Augenwinkeln, wie der leichenblasse Konstabler ein Kreuzzeichen schlug. Wahrscheinlich gab er für unser Leben keinen Pfifferling mehr.
Ich sprang ins Boot, denn Suko sah mir ganz so aus, als wollte er losrudern. Der Kahn schwankte, als ich ihn betrat. Zudem tauchte Suko bereits die beiden Ruderblätter ins Wasser. Es war hier sehr flach, und das Holz wühlte dicken Schlick auf.
Ich warf noch einen Blick zurück.
Der Konstabler stand kopfschüttelnd am Ufer. Seinem

Gesichtsausdruck entnahm ich, daß er uns für wahnsinnig hielt, weil wir so etwas versuchen wollten.

Die anderen Männer hatten sich wieder beruhigt. Sie standen nebeneinander und schauten starr auf den See. Ich konnte es ihnen nicht einmal verübeln. Sie hatten schon zu viele Leichenteile aus diesem verfluchten See geholt, und ihre Angst war sicherlich mit jedem neuen Fund gewachsen.

»Setzt dich endlich«, sagte Suko.

Ich hockte mich auf die Bank am Bug und schaute nach links, wo das Bein im Wasser trieb. Es war kein schöner Anblick, aber wir mußten es herausholen.

Suko ruderte hin. Zum Glück fand ich noch eine Stange, die an einem Ende gebogen war. Damit konnte ich das Bein aus dem Wasser holen.

Es war eine makabre Arbeit. Suko half mir dabei und hatte die beiden Ruder losgelassen.

Schließlich lag das Bein im Boot. Es sah so aus, wie die Fundstücke, die wir im Yardkeller gesehen hatten. Ich entdeckte noch eine zusammengerollte Plane, breitete sie aus und legte sie über das Fundstück. Wir wollten es nicht immer vor Augen haben.

Suko fragte: »Rudern wir wieder zurück?«

Ich kannte meinen Freund. Die Frage klang so, als wollte er trotzdem noch auf dem See bleiben.

Ich warf einen Blick zum Himmel. Er war zwar wolkenverhangen und präsentierte ein mattes Grau, aber die Dämmerung hatte noch nicht eingesetzt, so daß wir uns im Tageslicht einen ersten Eindruck von dem Gewässer verschaffen konnten.

»Meinetwegen können wir uns umschauen«, schlug ich vor.

»Das wollte ich auch gerade sagen«, grinste Suko und legte sich wieder in die Riemen, um auf die Seemitte hinauszupullen.

Das sahen auch die am Ufer Gebliebenen. Sie winkten und riefen, wollten uns zurückholen, doch wir kümmerten uns nicht um sie.

Unser Job war es, schreckliche Morde aufzuklären, und das konnten wir nur, wenn wir uns möglichst nahe am Tatort befanden.

Eine Taucherausrüstung hatten wir nicht mitgenommen, deshalb mußten wir uns damit zufriedengeben, nur die Oberfläche abzusuchen und vielleicht zwei Handspannen darunter, denn tiefer konnten wir wegen der Färbung des Wassers nicht schauen.

Suko ruderte ruhig und gleichmäßig. Er tauchte die Blätter ein, zog sie wieder hervor, und dann sah ich die langen Schlieren, die sich über das nasse Holz gelegt hatten.

Wir entfernten uns immer weiter vom Ufer, und jetzt besaßen wir auch ein besseres Blickfeld. Wir sahen die Landzunge jetzt aus der Nähe. Dort wuchsen uralte Bäume. Der Wind hatte ihre Stämme gebogen. Sie neigten sich dem See zu, wobei sie mit ihren langen

Ästen und Zweigen in die dunklen Fluten stachen.
Daß der See doch nicht so ruhig war, wie es beim ersten Hinschauen den Eindruck hatte, merkten wir an den Strömungen.
Wenn Suko nicht ruderte, wurden wir nach Backbord hin abgetrieben, und ich sah an manchen unruhigen Wasserstellen kleine Strudel. Auf einen von ihnen glitten wir zu.
»Dahinter liegt Darkwater«, sagte Suko und deutete mit dem Kopf nach rechts.
Da ich ihm gegenübersaß, mußte ich meinen Blick nach links wenden. Trotz des Dunstes konnte ich die Umrisse der Ortschaft erkennen.
Von uns aus gesehen, wirkte es so, als würden die Häuser dicht an dicht stehen, und nur die große Kirchturmspitze ragte über alle Gebäude und Dächer hinaus.
Etwas Besonderes erkannten wir nicht. Das war ein Ort wie jeder andere in dieser Gegend.
»Hast du eigentlich ein festes Ziel?« fragte Suko und tauchte die beiden Ruder wieder mit geübtem Schwung ins Wasser.
»Nein!«
»Ich dachte, du wolltest das Monster sehen.«
»Optimist. Glaubst du denn im Ernst, es zeigt sich, nur weil wir gerade auf dem Wasser paddeln.«
»Das wäre doch möglich. Schließlich wagen sich die Einheimischen nicht auf den See. Also muß es für das Monstrum ein völlig neues Gefühl sein, wenn sich zwei potentielle Opfer auf das Wasser wagen.«
So gesehen, hatte mein Freund eigentlich recht. Vielleicht würde das in der dunklen Tiefe lauernde Monstrum wirklich so reagieren.
Sehr wohl war mir dabei nicht. Wir saßen in einer kleinen Nußschale, und wenn das Monstrum tatsächlich groß war, dann konnte es mit uns machen, was es wollte.
»Begeistert scheinst du nicht zu sein«, bemerkte Suko.
»Hast du deine Pistole geladen?« fragte ich.
»Ja, ich warte nur ab. So ein verfluchtes Untier kann nur durch Schwarze Magie entstanden sein.«
Ich hob die Schultern. »Irgendwie bin ich mir da nicht einmal so sicher, mein Lieber.«
»Wieso?«
»Weil ich an eine bestimmte Theorie denke, die mal von Wissenschaftlern aufgestellt wurde.«
»Im Bezug auf Monster?«
»Genau das. Man hat bei der Erforschung oder beim Versuch der Erforschung von Loch Ness eine Theorie entwickelt, die gar nicht so abwegig ist. Und zwar ist man zurückgegangen bis in die Spät-Eiszeit. Vor ungefähr zwölftausend Jahren ist das Eis ja geschmolzen.

Langsam wandernde Eisberge schürften tief abfallende Täler in die Erde. Die füllten sich mit Wasser und bildeten — ähnlich wie die Fjorde in Norwegen — dünne Meeresarme. Verschiedene Lebewesen des Meeres — unter anderem auch Monstren — siedelten in diesen neu entstandenen Lebensräumen. Da die Eisdecke geschmolzen war und nicht mehr den ungeheuren Druck ausübte, konnte sich das Land langsam heben. Möglicherweise wurden unsere Seen hier so vom Meer abgeschnitten. Und die Meerestiere, die im See gefangen waren, mußten sich den neuen Gegebenheiten anpassen. Als man Loch Ness damals untersuchte, entdeckte man gewaltige Unterwasserhöhlen. Hier wird es ähnlich sein, glaube ich.«

»So denkst du also«, sagte Suko. »Ja.«

»Also keine Schwarze Magie, was das Ungeheuer betrifft.«

»Möglicherweise nicht.«

»Aber damals am Loch Morar war es doch ein durch Schwarze Magie entstandenes Ungeheuer«, bemerkte Suko.

»Klar, da kamen noch die Zombies hinzu. Oder hast du hier schon etwas von den Kräften der anderen Seite gespürt?«

»Das noch nicht.«

»Die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig«, erwiderte ich und schaute dabei auf das schwarze Wasser, durch das wir trieben, denn Suko hatte die Ruder auf die Bordwand gelegt.

Wir befanden uns jetzt ziemlich weit vom Ufer entfernt, und wir merkten, daß sich unser Boot anfing zu drehen, als wäre es in einen Kreisel geraten. Das kam nicht von ungefähr, unter uns mußte sich etwas befinden.

Suko warf mir einen nachdenklichen Blick zu. Er hatte ebenfalls festgestellt, daß da etwas nicht stimmte.

Wie auf Kommando erhoben wir uns gleichzeitig von unseren Sitzbänken und schauten zu beiden Seiten des Bootes ins Wasser.

Es war in der Tat unruhig geworden. An meiner, an der Steuerbordseite, liefen die Wellen im Kreis. Sie rollten gegeneinander, überschlugen sich und bildeten an diesen Stellen helle Schaumkämme.

Dies empfand ich als sehr seltsam. Ich drehte den Kopf und fragte Suko, was er sah.

Das gleiche wie ich.

Ein wenig komisch wurde mir schon, wenn ich daran dachte, was da unter Umständen unter uns lauern konnte und wir nur in einer Nußschale von Boot hockten.

Fast konnten wir es bereuen, so weit hinausgerudert zu sein, denn wenn wir angegriffen wurden, gab es keine Chance mehr, noch schnell an Land zu fliehen. Dann mußten wir uns stellen!

An einen normalen Strudel konnte ich nicht mehr glauben, denn unter Wasser verstärkte sich die Kraft, die nach oben trieb und die

Wellen noch heftiger aufeinander zuwarf. Sie wurden zu kleinen Schaumbällen, die aufsprudelten, sich ausbreiteten, dabei unter unser. Boot gerieten und es tanzen ließen.

»Da kommt was!« Suko sprach das aus, was ich dachte. Er hatte kaum ausgesprochen, als es bereits geschah.

Unter Wasser nahte das Unheil. Ich sah noch einen langen düsteren Schatten, rief meinem Freund eine Warnung zu und klammerte mich instinktiv an der Bordwand fest, was sich als sehr nützlich erwies, denn einen Atemzug später bekam unser Boot einen Schlag, der hart und wuchtig gegen den Kiel hieb und den Kahn mit dem Bug zuerst aus dem Wasser schleuderte.

Der Chinese hatte sich nicht so hart festklammern können. Er rutschte mir entgegen, wir fielen in das Heckteil des Kahns, der dort sehr tief im Wasser lag, so daß die ersten Wellen überschäumten und wir Angst haben mußten, in die schwarzen Fluten gerissen zu werden.

Noch einen Schlag bekam das Boot ab. Fast an der gleichen Stelle, und dann schoß etwas Grünblaues, Schuppiges aus den Fluten und wuchs vor dem Bug unseres Bootes zu einer immensen Schreckensgestalt hoch, so daß wir Minderwertigkeitskomplexe bekamen.

Wir sahen ein mächtiges Maul mit furchtbaren Zähnen, zwischen denen etwas steckte.

Unsere Augen wurden weit vor Entsetzen.

Es war der Kopf einer jungen Frau!

***

Zum erstenmal in ihrem Leben wurde auf Karen White mit einer Pistole gezielt. Bisher hatte sie so etwas nur in Filmen erlebt, nun wurde es Wirklichkeit.

Sie starrte in die Mündung, und sah nur sie, nicht das Bartgestrüpp darüber.

Ein gefährliches dunkles Loch, aus dem jeden Augenblick der Tod in Form eines Bleigeschosses durch das Oberbett in ihren Körper fahren konnte. Sie blieb ruhig liegen. Dies kostete Karen eine große Überwindung, am liebsten wäre sie aus dem Bett gesprungen und geflohen, aber dazu fand sie einfach nicht den Mut, die Drohung der auf sie gerichteten Waffe war zu stark.

Vielleicht für die Zeitspanne von einer Minute hielt sich der Alte in der Fensteröffnung auf, dann begann er leise zu kichern, bewegte seine Schultern und schob sie durch die schmale Öffnung. Er machte es so geschickt, daß die Waffe dabei permanent auf das Bett wies und Karen mit einer Kugel immer treffen konnte.

Geschickt sprang er zu Boden, wo er für einen Moment stehenblieb und sich danach mit gleitenden Schritten dem Bett des Mädchens

näherte.
Karen White schaute ihm ängstlich entgegen. Dabei zitterten ihre Lippen, und es sah so aus, als wollte sie etwas sagen, doch nicht ein Laut drang aus dem Mund.
»So sieht man sich wieder«, sagte der Alte. Er sprach ebenso flüsternd und nuschelnd wie in der Nacht. Zudem trug er auch die gleiche Kleidung, der Fischgrätmantel hing noch immer über seinen mageren Schultern. Die Waffe, die er trug, besaß eine beachtliche Größe. Karen hatte eine ähnliche mal in einem Western-Film gesehen. Damit schossen die Cowboys, demnach mußte es ein Colt sein.
»Bitte«, hauchte sie. »Bitte, tun Sie mir nichts. Ich habe Ihnen doch nichts getan…«
Der Alte wiegte den Kopf. Seine Bartspitzen zitterten dabei, und in seine kleinen Augen trat ein listiges Funkeln. »Es ist noch nicht sicher, wie ich mich verhalte, meine Kleine. Dabei kommt es allein auf dich an, hast du gehört?«
»Ja, ja…aber was soll ich…?«
»Pst, nicht so laut, meine Kleine. Ich stelle hier die Fragen.« Er schwenkte die Waffe und zielte mit der Mündung genau auf die Nasenwurzel des jungen Mädchens. »Wäre doch schade für dein hübsches Köpfchen…«
»Sagen Sie mir, was Sie wollen!«
»Du bist dem Ungeheuer entkommen, nicht?«
Karen White nickte. »Aber Jill«, hauchte sie, »Jill ist in die Tiefe gezerrt worden.«
»Ich weiß, denn ich habe es selbst mit angesehen. Ich konnte auch deine Flucht beobachten, denn ich sehe alles. Merke dir mal, meine Kleine, der alte Terrence hat seine Augen überall. Er hört alles, er sieht alles. Er hat auch das blaue Skelett gesehen.«
Nach diesen Worten zuckte Karen zusammen. »Das blaue Skelett, was hat es für eine Bedeutung?«
»Eine sehr große, mein Kind. Doch ich will von dir etwas anderes wissen. Wohin ist es verschwunden? Welchen Weg hat es genommen, was hatte es vor?«
»Ich…ich weiß nicht so recht…«
Im nächsten Augenblick berührte der kalte Stahl der Mündung die Haut zwischen den Augen des Girls. »Doch, meine Kleine. Du weißt genau Bescheid. Anlügen gilt nicht. Du mußt es gesehen haben. Wo ist das Skelett hingegangen?«
»In die…in die Ruine, glaube ich…«
»Wirklich?«
»Ja, ich meine. Es hat auf jeden Fall die alte Ruine angesteuert. Mehr konnte ich nicht sehen. Ich…ich habe auch nicht mehr das Boot gesehen, ich weiß nicht, wo es das Skelett gelassen hat. Ich war ja so

durcheinander und bin es jetzt noch.« Karens Stimme klang gequält.
»Du mußt dich nicht aufregen, kleine Karen, so heißt du doch, nicht wahr?«
»Ja, aber…«
»Nichts aber, meine Kleine. Hier habe ich zu sagen. Und wenn du mir nicht gehorchst, werde ich schießen. Glaube nur nicht, daß es mir etwas ausmacht, ich habe da meine Erfahrungen und fürchte mich auch nicht vor den Leuten im Dorf.«
»Was haben Sie denn mit mir vor?«
Das Bartgestrüpp des Alten verzog sich. Ein Zeichen, daß er lächelte. »Nicht viel. Wie ich sehe, geht es dir schon wieder sehr gut. Du wirst mich nur begleiten.«
»Ich soll hier weg?«
»Natürlich. Oder hast du gedacht, daß ich nur gekommen bin, um dir einen Guten Tag zu wünschen. Nein, der alte Terrence verfolgt seine eigenen Pläne. Steh auf!«
»Das kann ich nicht.«
»Und weshalb nicht?«
»Ich bin zu krank und zu schwach.«
Da lachte der Alte. »Du und schwach? Was soll ich denn da sagen. Du bist jung, du hast Kraft, in deinem Körper steckt noch die Energie der Jugend, du kannst ein Erlebnis schnell verkraften. Natürlich war es für dich schlimm, aber ich hatte euch gewarnt, und nun müßt ihr die Folgen tragen. Du besonders, da du als einzige noch lebst. Und du wirst nur mir gehorchen, hast du verstanden? Nur mir und keinem anderen. Natürlich kannst du auch hier liegenbleiben. Ich lasse dich zurück, allerdings mit einer Kugel in der Stirn…ha, ha, ha…«
Karen White erschrak, als sie diese Worte hörte. Der Alte machte ernst, er kannte kein Pardon, denn er hatte sich irgend etwas in den Kopf gesetzt, was er auch durchführen wollte, und dabei spielte Karen eine gewisse Rolle.
»Nun?«
Das Mädchen schaute Terrence ins Gesicht. Sie schielte auch auf den Waffenlauf und wußte, daß sie nur der zweite Gewinner in diesem Spiel war. Der Alte hatte die besseren Karten in der Hand, und er spielte sie eiskalt aus.
»Ich gehe mit.«
Um die rosigen Mundwinkel des Mannes zuckte es. »Das hatte ich mir so gedacht. Es ist dir auch nichts anderes übriggeblieben. Du kommst zu mir, und wir beide werden einen kleinen Spaziergang unternehmen. Er wird dir guttun.«
Karen erwiderte nichts. Sie schlug nur das Oberbett zurück.
Terrence stand auf, damit sich seine unfreiwillige Helferin aus dem Bett schwingen konnte.

Für einen Moment blieb Karen White auf dem Bettrand sitzen. Sie hatte sich noch immer nicht so recht mit der neuen Situation abfinden können, preßte beide Hände gegen ihre Wangen und wischte den Schweiß ab.

»Nun komm schon! Stell dich nicht so an!« zischte der Alte, der nervöser geworden war.

Karen White stand auf. Sie wollte sich zur Tür wenden, doch dagegen hatte ihr Bewacher etwas. »Nein, nein, kleine Karen. Nicht dorthin. Wir nehmen den Weg, den ich gekommen bin.«

»Durch das Fenster?«

»Natürlich!« zischte der Alte. »Oder bin ich etwa…« Er unterbrach sich mitten im Satz, denn er hatte vor der Tür auf dem Flur Schritte gehört. Sie waren schon so nahe, daß er nichts anderes mehr unternehmen konnte, als sich zu verstecken. Seine Reaktionsschnelligkeit war noch gut, denn mit zwei hastigen Schritten stand er an der Wand, drückte sich dagegen und hatte sich so aufgebaut, daß er im toten Winkel stand, wenn die Tür geöffnet wurde.

»Keinen Ton!« hauchte er Karen zu, die verstand und zweimal nickte.

Da bewegte sich schon die Klinke. Die Tür wurde aufgestoßen und die Frau betrat das Zimmer.

Der Alte vernahm einen kieksenden Laut. Dann hörte er die Stimme. »Aber Kind, du bist ja aufgestanden.«

Karen stand in verkrampfter Haltung neben dem Bett und nickte heftig. Zu einer anderen Reaktion war sie nicht fähig.

»Ist etwas mit dir?«

Karen senkte den Kopf. Am liebsten hätte sie die gutmütige Frau gewarnt, aber eine Warnung hätte sie beide in höchste Lebensgefahr gebracht.

Die ihr namentlich nicht bekannte Frau blieb nicht auf der Schwelle stehen, sondern betrat das Zimmer. »Kindchen, Sie machen auf mich einen deprimierten Eindruck. Was haben Sie?«

»Nichts, nichts, ich…« Dabei schielte Karen zur Seite, wollte die Frau mit den Augen warnen, doch sie verstand nicht, sondern ging weiter auf Karen zu.

Darauf hatte der Alte gewartet. Er trat gegen die Tür, daß sie zurückschwang und ins Schloß fiel. Das schreckte die Frau hoch.

Sie drehte sich um und schaute in die Mündung des Revolvers.

»Sei ganz still!« zischte der Alte.

Die Frau öffnete den Mund. In ihre müde wirkenden Augen stahl sich so etwas wie Überraschung. »Der alte Terrence. Himmel, was soll das bedeuten? Und dann mit einer Waffe…«

»Halt den Mund!«

»Nein, ich…«

»Soll ich schießen?« Diese drei Worte waren nur gezischt worden, doch die Frau spürte den Haß, der darin mitschwang. Und der Alte fuhr fort. »Ihr habt mich lange genug gehänselt und aufgezogen. Diese Zeiten sind vorbei, und zwar endgültig. Ich lasse mit mir nicht mehr machen, was ihr wollt. Diesmal sehe ich zu, daß alles klappt, hast du verstanden, du Schlampe?«

»Aber, ich…«

»Kein Aber mehr! Dreh dich um!«

Als sie nicht sofort gehorchte, sprang der alte Terrence wendig vor und hämmerte mit dem langen Lauf zu. Er traf die Stirn, wo die Haut aufplatzte. Für zwei Sekunden stand die Frau starr auf dem Fleck. Dann kippte sie nach hinten und hatte Glück, daß sie mit dem Kopf auf das weiche Oberbett fiel, denn Karen sah sich nicht in der Lage, die Fallende so schnell aufzufangen.

Der Mann aber nickte zufrieden. »Sie hätte es auch anders haben können«, sagte er. »Mit einer Kugel. Sie kann sich freuen, daß ich nicht geschossen habe.« Dabei schaute er Karen an, als wollte er von ihr die Bestätigung bekommen.

»Was sind Sie nur für ein Mensch?« flüsterte diese.

Der Alte lachte. »Ein ganz besonderer«, erwiderte er leise. »Das wirst du noch merken. Und jetzt steig aus dem Fenster! Meine Geduld ist langsam erschöpft!«

Karen White gehorchte. Sie drehte sich um und ging auf unsicheren Schritten vor. Draußen war es bereits dämmerig geworden. Bald würde die Dunkelheit hereinbrechen, und Karen fragte sich, was dieser Mensch hinter ihr wohl vorhatte…

***

Es war grauenhaft!

Das Monstrum vor uns schien für zwei Sekunden unbeweglich in der Luft zu stehen und auf der Wasserfläche angeleimt worden zu sein. Zwischen seinen Zähnen sahen wir den Kopf mit dem langen blonden Haar und den noch immer entsetztem Gesichtsausdruck, der genau das widerspiegelte, was die junge Frau in den letzten Sekunden ihres Lebens durchgemacht hatte.

Dann öffnete das Ungeheuer sein Maul, und der Kopf fiel heraus.

Dabei sahen wir, daß er nicht abgebissen worden war, sondern noch mit dem Körper zusammenhing.

Die Frauenleiche verschwand in dem kochenden Wasser und wurde von uns nicht mehr gesehen.

Wir aber starrten auf das Monstrum und waren in der Lage, es uns genau anzusehen, denn es schien noch zu überlegen, ob es uns angreifen sollte oder nicht.

Ich hatte noch nie so ein Tier gesehen. Auffällig war nicht nur das

gewaltige Maul mit den spitzen Zähnen, sondern auch der kräftige und lange Schwanz, der mich an den einer Schlange erinnerte.

Die Haut sah aus wie ein Panzer. Grünblaue Schuppen bedeckten sie. Das Monster besaß ziemlich kurze Arme, aber Hände oder Pfoten und die Krallen so spitz wie kleine Messer.

Damit konnte es sein Opfer zerfetzen.

Über dem Maul und den beiden Öffnungen, die wohl Nasenlöcher darstellen sollten, schimmerten die Augen in einem kalten, tödlichen Gelb, und aus dem Rachen hing eine spitze knallrote Zunge.

Das alles nahmen wir innerhalb von Sekunden auf, während unser Boot wie bei einem schweren Seegang auf- und niederschwankte, denn das Erscheinen des Monsters hatte das Wasser des schwarzen Sees ziemlich aufgewühlt.

Scheinbar unwillig, wie mir schien, bewegte das Monstrum seinen gefährlichen Schwanz. Mit seiner gesamten Länge tauchte er aus dem Wasser, ein kurzer peitschender Schlag, er krachte wieder in die Fluten und wühlte dabei das schwarze Gewässer auf, so daß ebenfalls eine Welle entstand, die gegen unser Boot geschleudert wurde, überschäumte und den Kahn heftig zum Schaukeln brachte.

Suko und ich hatten alle Hände voll zu tun, um uns festzuklammern, deshalb konnten wir auch nicht daran denken, unsere Waffen zu ziehen, um das Monstrum zu bekämpfen.

Wie würde es sich verhalten?

Wieder wühlte der Schwanz der Bestie das Wasser auf. Sie schüttelte dabei den Kopf, beugte sich vor, eine Gischtwolke übersprühte uns, und dann glaubten wir, daß die Bestie über uns und dem Boot zusammenbrechen würde.

Das geschah nicht. Dicht neben dem Kahn tauchte sie in das schwarze, aufgewühlte und wie kochend wirkende Wasser und verschwand aus unserem Blickfeld.

Die Nachwirkungen bekamen wir noch zu spüren, denn ein Körperteil des Untiers streifte noch unser Boot, das daraufhin so stark nach backbord krängte, daß Suko und ich Angst bekamen, zu kentern. Doch der alte Kahn richtete sich schwerfällig wieder auf. Er schaukelte nur noch auf den Wellen, und wir versuchten, die Schaukelei auszugleichen.

Beide holten wir tief Luft und schauten uns an: Wir waren naß, die Gesichter bleich, und wir wußten, daß dieser erste Angriff nicht der letzte gewesen war.

Auf einen zweiten wollten wir uns besser vorbereiten. Suko zog seine Dämonenpeitsche, ich die Beretta. Auch den Dolch hatte ich mitgenommen sowie das Kreuz. Aber diese Waffen nutzten nur etwas, falls es sich bei dem Geschöpf um ein Wesen dämonischen Ursprungs handelte. Wenn meine Theorie zutraf und es ein Überbleibsel aus

uralter Zeit war, sah ich schwarz.

Suko hielt seine Dämonenpeitsche in der Hand, schlug einmal einen Kreis und ließ die Riemen ausfahren. Er wischte sich das Wasser aus dem Gesicht, während er wieder vorging und sich auf die Ruderbank in der Mitte setzte.

»Behalte du den See im Auge«, sagte er.

»Wo willst du hin?«

»An Land rudern.«

Die Idee war gut, dennoch glaubte ich kaum, daß das Monster es zulassen würde.

Die Stelle, von der aus wir gestartet waren, lag zu weit entfernt.

Wir mußten zusehen, daß wir die Landzunge erreichten, die sich weit in den See schob.

Ich drehte mich und warf einen Blick zurück. Die Dämmerung löste den Tag allmählich ab. Die Luft war feuchter geworden, und in der Nähe des Ufers hatten sich lange Streifen gebildet. Nebel, der über dem Wasser lag und die Sicht verschlechterte.

Den anderen erging es nicht anders, auch sie hatten, wenn überhaupt, den Kampf nur undeutlich beobachten können. Ich jedenfalls sah die Männer nicht mehr, da das Ufer und auch die ersten Streifen Land dahinter in einem milchigen Grau verschwanden.

»Zur Landzunge!« keuchte Suko, dessen Hände bereits die Ruderstangen umklammerten. Er wollte so schnell wie möglich das Trockene erreichen, denn auf dem See waren wir so gut wie hilflos.

Ich beobachtete das Wasser. Dabei wechselte ich die Seiten, starrte auf und in die Schwärze. Glasiger Schaum bildete sich, wenn Suko die beiden Ruderblätter zu hart einschlug.

Dieser See war in der Tat ein verfluchtes Gewässer.

Ich sah nichts.

Nur diese verdammte Ungewißheit blieb, daß das Untier urplötzlich auftauchen könnte und uns mit einem höllischen Angriff überraschte.

Dann sah ich wieder die Leiche. Sie trieb an mir vorbei. Das lange blonde Haar schimmerte in der Schwärze des Wassers. Jedoch nur für einen Moment, bevor hochwirbelnde Wolken aus nassem Torf sie wieder verdeckten.

Weshalb hatte uns das Ungeheuer verschont? Eine Antwort auf die Frage fand ich nicht. Vielleicht sollte es auch nur eine Warnung sein, die zweite Attacke würde härter werden.

Suko pullte. Sein Gesicht zeigte Anspannung und Konzentration.

Er gab wirklich alles und tauchte die beiden Ruderblätter mit einer Gleichmäßigkeit ins Wasser, die einem alten Kahnfahrer zur Ehre gereicht hätte.

Mittlerweile verschwand auch das Tageslicht. Die Dämmerung schob sich heran. Am Himmel sahen wir sehr schwach und durch Wolken

verdeckt, den blassen Mond.

Ich drehte den Kopf und schaute zum Ufer zurück. Dabei hatte ich das Gefühl, ebenso weit entfernt zu sein, wie vor einigen Minuten.

Es schien kaum näher zu rücken. Die Dunstschleier lagen wie feine Gardinen in Ufernähe. Die Menschen waren nicht mehr zu sehen. Wahrscheinlich hatten die Leute aus dem Ort Darkwater Angst bekommen. Und auf uns beide, auf Fremde, brauchten sie keine Rücksicht zu nehmen. Sie hatten uns gewarnt, wir hatten nicht auf sie gehört und waren trotzdem auf den See gefahren.

Die Folgen hatten wir uns selbst zuzuschreiben.

Obwohl ich die Wasserfläche so gut wie möglich im Auge behielt, wurde ich dennoch überrascht. Suko mußte sich auf das Rudern konzentrieren, er hatte nichts sehen können, dafür aber ich.

Als wir es merkten, war es zu spät.

Das Untier hatte sich lautlos dem Boot genähert, war genau darunter getaucht und kam plötzlich hoch.

Blitzschnell ging das. Wir konnten nichts tun, wurden gerammt, und eine urwüchsige Kraft schleuderte das Boot in die Höhe.

Ich sah die beiden Ruderstangen wie Halme links und rechts der Bordwand abstehen, hörte Sukos verzweifelten Warnschrei und wurde selbst um die eigene Achse geschleudert.

Nach links kippte ich.

Da war allerdings nichts, woran ich mich hätte festhalten können.

Nur das verdammte schwarze Wasser.

Und in das fiel ich kopfüber hinein!

***

Als sie Stimmen hörten, reagierte der Alte blitzschnell. Seine Hand umklammerte den Arm des Mädchens in Ellbogenhöhe, und blitzschnell zog er seine Geisel in das nahe Unterholz.

Mit erstaunlicher Kraft drückte er sie dort zu Boden und ging neben Karen in die Knie. Seinen Arm streckte er vor, die Mündung deutete wieder auf das Gesicht des Mädchens.

»Keinen Laut!« hauchte er.

Karen konnte nur nicken. Sie war zu schwach, irgend etwas zu erwidern. Hinter ihr lag eine ungeheure Strapaze. Der Mann hatte sie regelrecht gescheucht. Die Zeit schien ihr im Nacken zu sitzen, und Karen mußte den Weg zurückgehen, den sie in der gestrigen Nacht gefahren war. Was für einen Wagen eine kurze Strecke war, war für sie als Fußgängerin grauenhaft lang. Doch sie befanden sich inzwischen dicht bei ihrem Ziel.

Es war die alte Ruine, der Platz, den Karen mit so großem Schrecken verlassen hatte.

Nur allmählich beruhigte sich ihr Atem. Ihr Gesicht lag im Gras.

Sie spürte seinen Geruch und nahm auch die Feuchtigkeit wahr, die auf den Halmen lag.

Dabei hütete sie sich, eine falsche Bewegung zu machen, denn der andere würde sofort schießen. Wie hart er sein konnte, das hatte er hinlänglich bewiesen, als er die Frau niederschlug.

Terrence drückte das Mädchen mit einer Hand gegen den Boden.

In der anderen hielt er die Waffe. Für ihn eine doppelte Sicherung. Er wollte auf keinen Fall, daß die Kleine irgendwelchen Ärger machte.

Ja, die Stimmen kannte er. Die Männer, die da sprachen, gehörten alle nach Darkwater. Dort lebten sie, dort gingen sie ihren Tätigkeiten nach und dort schwiegen sie auch, wenn es sich um Dinge handelte, die mit dem Verstand kaum zu erklären waren.

Auch Terrence konnte sich das Auftauchen des Ungeheuers nicht erklären, ihm allerdings ging es dabei um eine andere Sache.

Das blaue Skelett!

Ja, für ihn war es wichtig, mehr über die Existenz dieses Wesens zu wissen. Dafür hatte er hier gelebt, deswegen hatte er sich die Nächte in der Gegend herumgetrieben, denn das Skelett tauchte nicht umsonst immer zu einer bestimmten Zeit im Juni auf. Es mußte einen Grund dafür geben, daß es aus dem Wasser kam und in die Ruine ging. Was es da tat, wußte der Alte nicht, aber er wollte es herausfinden, und zwar mit Hilfe des Mädchens. Sie gehorchte ihm, dem Stärkeren, eine andere Person hätte er wohl kaum zwingen können. Ein günstiger Schicksalswink hatte ihn getroffen.

Aber noch waren die Männer da, und die durften ihn auf keinen Fall entdecken.

Der Alte hatte gewußt, daß sie zum See gefahren waren, um nach der Leiche der anderen zu suchen. Wahrscheinlich hatten sie die Tote nicht gefunden, und bestimmt würde die Blondhaarige irgendwann angetrieben.

Ob die Männer auf den See hinausgefahren waren, das hatte er nicht gesehen, denn in weiser Voraussicht hatte er sich auf seinem Weg zum Ziel nie dicht am Ufer gehalten, sondern war weiter entfernt mit seiner Geisel durch das Unterholz und den Wald geschlichen.

Jetzt allerdings mußten sie in die Nähe des Ufers, wenn sie die alte Ruine betreten wollten.

Die Männer unterhielten sich. Wenn sich der alte Terrence konzentrierte, konnte er die Worte verstehen.

Für ihn sprachen sie in Rätseln. Aus allen Stimmen war die des Konstablers herauszuhören.

»Sie ist längst tot, wir haben das Bein doch gesehen, deshalb habe ich keine Lust, noch auf den See zu fahren.«

»Und die anderen beiden?«

Der Konstabler lachte. »Das sind Fremde. Wenn sie umkommen…wir

haben sie gewarnt. Sie wollten keinen Rat.«

»Sollen wir denn noch bleiben?«

»Nein«, sagte der Konstabler. »Es wird bald dunkel. Wir gehen zurück ins Dorf. Vielleicht können wir morgen nachschauen.«

»Und ihre Leichen suchen«, sagte wieder ein anderer.

»Genau.«

»Aber das sind Polizisten.«

»Na und?«

»Da wird man Nachforschungen anstellen.«

»London ist weit. Und seid mal ehrlich. Habt ihr etwas gesehen, Männer?«

Nach dieser Frage folgte ein betretenes Schweigen.

»Nein!« rief der Konstabler, »ihr habt nichts gesehen. Wir werden so zusammenhalten, wie wir bei den ersten Leichenfunden schon zusammengehalten haben. Dann kann uns nichts passieren. Außerdem können uns die Städter nichts beweisen, daran solltet ihr immer denken. Sie können uns nichts anhaben. Wir sind stärker, meine Freunde.« Er lachte, und Terrence hörte seine Schritte, bevor ein Wagenschlag geöffnet wurde.

Fuhren sie jetzt weg? Der Alte fieberte, während er hin und wieder einen Blick auf das Mädchen warf, das bewegungslos auf dem Boden lag und die Augen weit geöffnet hatte.

Terrence horchte gespannt. Er hatte da etwas gehört, was er noch nicht so recht einordnen konnte. Da waren zwei Männer aus London gekommen, sogar Polizisten. Wollten sie sich vielleicht um den Fall kümmern? Wenn ja, dann schienen sie verloren zu haben, denn die Gespräche der Männer aus dem Dorf deuteten darauf hin.

Aber sie waren noch nicht fertig. Wieder übernahm der Konstabler das Wort. »Ich will den beiden Männern aus London gegenüber nicht unhöflich sein. Zwei Leute können meinetwegen hierbleiben und versuchen, noch etwas zu retten. Wer meldet sich?«

Terrence war gespannt, doch wie er die Kerle kannte, würden sie kneifen.

»Keiner?« fragte der Konstabler.

»Was gehen uns die Leute an«, sagte jemand.

»Gut, dann können wir verschwinden. Wir haben das Untier gesehen. Es hat die beiden Männer im Boot noch nicht richtig angegriffen. Sie sind weiterhin am Leben. Einen zweiten Angriff werden wir nicht abwarten, sondern jetzt verschwinden. Nebel kommt auf, wir können nichts mehr sehen, und das behaupten wir auch, wenn uns jemand Fragen stellt. Hier sind unheimliche Kräfte am Werk, die wir lassen müssen. Unser Ungeheuer existiert, im Gegensatz zu dem in Loch Ness. Das ist noch nicht von so vielen Menschen gesehen worden.« Er lachte. »Los, steigt ein!«

Terrence vernahm Schritte. Dann klappten Autotüren. Jemand rief noch: »Und den Wagen der beiden?«

»Holen wir morgen früh ab, wenn von den Männern nichts mehr zu sehen ist«, erwiderte der Konstabler.

Damit waren alle einverstanden.

Sekunden später mahlte ein Anlasser, dann sprang der Motor des Fahrzeugs an.

Der Alte duckte sich noch tiefer, als zwei Scheinwerfer ihre beiden hellen Strahlen über und durch das Unterholz geistern ließen. Der Wagen wurde in eine Kurve gefahren und in Richtung Uferstraße gelenkt, dort gab der Fahrer Gas, und wenig später war nichts mehr von dem Fahrzeug zu hören.

Terrence war vorsichtig. Er wartete eine Weile ab, bevor er sich erhob, über die Büsche hinwegschaute und die Luft als rein empfand. Mit dem Waffenlauf gab er Karen White ein Zeichen.

»Darf ich aufstehen?« fragte sie.

»Ja. Wir gehen weiter.«

»Und wohin?«

Der Alte kicherte. »Es ist nicht mehr weit. Bis zur Ruine kannst du hinspucken. Du bist den Weg doch schon gefahren oder nicht?«

Karen stand auf. Dabei nickte sie. »Ja, aber da hatte ich eine so grauenhafte Angst…«

»Jetzt bin ich ja bei dir«, kicherte der Mann. »Wir können ganz beruhigt sein.« Er schaute sie kalt an und drückte seinen alten Filz fester auf den Kopf. »Komm mit!« Dabei winkte er mit der Waffe.

Es waren in der Tat nur einige Yards, dann hatten sie das Unterholz verlassen und besaßen einen freien Blick auf das Seeufer. Dort hatte sich tatsächlich ein feiner Dunst aufgebaut. Er lag über den Wiesen wie ein unheimliches Gespinst, stieg aus dem Wasser und war dabei, noch dichter zu werden. Die alten Bäume wurden bereits von ihm umwoben, auch das Auto, ein großer silbergrauer Wagen, der sicherlich den beiden Polizisten aus London gehörte, von denen die Männer aus dem Dorf gesprochen hatten.

Karen zog die Schultern hoch. Sie fror. Schon die Erinnerung an das, was sie hier erlebt hatte, bereitete ihr Unbehagen. Der Mann stand neben ihr. Dieser Alte war Karen unheimlich. Sie schielte auf die Waffe, die er in der Hand hielt. Er war fest entschlossen, irgend etwas durchzuführen, von dem Karen keine Ahnung hatte, wobei sie jedoch eine Hauptrolle spielen sollte.

Düster waren die Schatten, die die Dämmerung über die schwarze Wasserfläche gelegt hatte. Lange, breite Streifen, an leichte, durchsichtige Tücher erinnernd, die im Laufe der nächsten Minuten immer dunkler wurden und mit der Finsternis den schwindenden Tag ablösten.

Bisher hatte sich Karen White ruhig verhalten. Plötzlich stieß sie einen überraschten Schrei aus. »Da, da sind die beiden!«

Terrence hatte sich bisher weniger auf den See konzentriert, als auf das nahe Umfeld, zu dem auch die Ruine gehörte. Er hatte zwischen den Trümmern nach Anzeichen für das Auftauchen des blauen Skeletts gesucht, doch als er nun die Stimme des Mädchens hörte, drehte er den Kopf und schaute ebenfalls über das Wasser.

Ja, sie hatte sich nicht getäuscht.

Da war tatsächlich ein Boot zu sehen. Zwei Männer saßen in ihm.

Und sie hatten schon eine ziemliche Strecke geschafft, fast die Hälfte der gesamten Seebreite. Durch den hinderlichen Dunst wirkten die beiden Personen innerhalb des Bootes noch verschwommener, aber es war zu erkennen, daß einer von ihnen ruderte.

Und zwar hatte er Kurs auf das Ufer genommen.

Dies wiederum gefiel dem Alten überhaupt nicht. Er wollte bei seiner Aufgabe nicht gestört werden. Die beiden Polizisten durften auf keinen Fall das Ufer erreichen.

Einmal waren sie von dem Ungeheuer schon angegriffen worden, wie er den Gesprächen der Dorfbewohner entnommen hatte. Ob es vielleicht ein zweites mal auch noch zuschlug?

Die Hoffnung des Alten erfüllte sich. Selbst aus dieser Entfernung sahen beide, wie das Wasser um das Boot herum plötzlich zu brodeln begann. Im nächsten Augenblick wurde der Kahn von einer unheimlichen Kraft in die Höhe gehievt, und einer der Männer fiel ins Wasser. Karen White schrie vor Entsetzen.

Der Alte aber lachte schadenfroh!

***

Über die Kante rutschte ich weg, versuchte, mich noch irgendwo festzuklammern, griff jedoch ins Leere, und einen Herzschlag später hatte mich das schwarze Wasser des Sees verschluckt. Mit dem Kopf zuerst war ich eingetaucht, schloß rechtzeitig den Mund und spürte sofort die Kälte des Wassers.

Ja, der See war verflucht kalt, obwohl wir Sommer hatten und die Temperaturen in den letzten Wochen sehr hoch gewesen waren.

Auf keinen Fall wollte ich in die Tiefe geraten, sondern so rasch wie möglich wieder an die Oberfläche gelangen. Unter Wasser drehte ich mich und stieß mich mit den Beinen ab. Zwei kräftige Bewegungen brachten mich der Oberfläche entgegen, und gleichzeitig stieß ich unter den Bootskörper, wobei ich mit der linken Seite des Kopfes am Holz entlangschrammte.

Das tat weh, und einen Moment später stieß ich mit dem Kopf aus dem Wasser.

Vor mir schaukelte das Boot. Es war nicht gekentert, ich sah Suko,

wie er sich an den beiden Ruderstangen festklammerte, sein Gesicht war verzerrt, und ich hörte hinter mir das gewaltige Klatschen, das entstand, als das Ungeheuer aus dem Wasser schoß.

Wie eine Burg ragte es vor mir hoch.

Ich wollte mich noch am Boot festklammern, als eine Welle es von mir wegschwemmte.

»John, halte aus!« Wie aus weiter Ferne vernahm ich Sukos Ruf, aber ich achtete nicht darauf, denn ich mußte mich voll und ganz auf das Ungeheuer konzentrieren.

Sein gefährlicher Schwanz peitschte das Wasser, machte es zu einem brodelnden kochenden Kessel und sprühte Gischtwolken hoch. Das gewaltige Maul war aufgerissen, Wasser rann über die schuppige Haut. Ich sah die gefährlichen Zähne. Zwei von ihnen standen vor wie die Fangreißer bei einem Säbelzahntiger.

Gelb leuchteten die Augen. Gefährliche, kalte Sonnen und auch die kurzen Arme mit den gefährlichen Krallen befanden sich nicht mehr innerhalb des Wassers.

Ich schauderte. Wenn mich dieses Monstrum angriff, konnte ich einpacken.

Suko war angetrieben worden. Aber er hatte das Glück, daß sich das Monstrum nicht um ihn kümmerte, so konnte er alles für eine Verteidigung einrichten.

Er schoß.

Ich vernahm den peitschenden Klang der Waffe, und das Geräusch des Abschusses war Musik in meinen Ohren. Leider war sein Schußwinkel ungünstig, er konnte nicht voll auf das Maul der Bestie halten, sondern zielte auf den gewaltigen Körper.

Wir hatten es schon oft erlebt, daß bei Ungeheuern dieser Art auch harte Schuppen geweihte Silberkugeln nicht abhielten.

Hier war es anders.

Die Kugel prallte an der harten Haut ab und sirrte als deformierter Querschläger davon.

Ich hatte keine Zeit, mich großartig darüber zu erschrecken, aber mir wurde klar, daß meine Theorie über die Abstammung des Untiers langsam erhärtet wurde.

Wir hatten es hier nicht mit einem dämonischen Phänomen zu tun, sondern mit einem Überbleibsel aus uralter Zeit. Die Folge lag auf der Hand.

Unsere Waffen richteten wohl kaum etwas gegen dieses Monstrum aus.

Es war eine schlimme Erfahrung, die wir da durchmachten, und meine Angst wurde größer.

Das Monster schüttelte sich plötzlich, als hätte es einen Schlag bekommen.

Danach drang ein Geräusch aus dem weit aufgerissenen Maul, das mich an das Zischen eines Wals erinnerte, wenn er an der Oberfläche schwamm, das Wasser in die Luft blies, um anschließend Luft zu holen.

Ein Angriffszeichen?

Weitere Überlegungen konnte ich nicht führen, denn das Monster stürzte sich auf mich.

Ich sah nur eine Möglichkeit. Tauchen!

Wohl noch nie in meinem Leben war ich so schnell unter Wasser verschwunden. Das Wasser würde die erste Angriffswut bremsen, mir war aber auch klar, daß sich die Bestie trotz ihrer unförmigen Körperform im Wasser besser bewegen konnte als ich.

Um mich herum war es finster. Ich hatte kaum Luft holen können, weil alles zu schnell ging. Schräg schoß ich in die Tiefe, wobei ich noch Kurs auf das kleine Boot nahm, in dein mein Freund hockte.

Auch das Untier glitt in die Tiefe. Es wollte sein Opfer, es wollte mich.

Hinter mir geriet das Wasser in Bewegung, Wellen packten mich, und dann spürte ich die Krallen.

Das Untier hatte ungeheuer schnell aufgeholt und sich vorgeworfen. Zum Glück trug ich meine Kleidung, und ich spürte diese harten Krallen in meinem Rücken nur wie winzige Messer.

Verzweifelt strampelte ich mit den Beinen, wollte freikommen, denn wenn diese Bestie einmal richtig zugepackt hatte, war ich rettungslos verloren.

In den nächsten beiden Sekunden hatte ich ein unwahrscheinliches Glück, denn der Sprung meines mörderischen Gegners war ein wenig zu kurz gewesen. Er hatte mich nicht richtig zu fassen bekommen, und seine Krallen rutschten ab.

Bevor er ein zweitesmal nachfassen konnte, gab ich mir selbst Schwung, warf mich nach vorn und kraulte verzweifelt auf das Boot zu, in dem Suko saß.

Mit dem Kopf zuerst durchstieß ich die Wasseroberfläche, sah meinen Partner wie durch einen Schleier und erkannte auch, daß er eines der beiden Ruder in den Händen hielt.

»John!« schrie er. »Komm…«

Das war leichter gesagt als getan. In meiner unmittelbaren Umgebung war das Wasser aufgewühlt. Kochend kam es mir vor, zudem klatschten Wellen gegen und überspülten mich, denn mein Gegner hatte noch längst nicht aufgegeben. Unter Wasser hatte er sich gedreht und startete einen erneuten Angriff.

Wenige Yards wurden für mich zu einer meilenweiten Entfernung.

Ich kam gegen die Schnelligkeit des Ungeheuers nicht an, und ich sah, wie etwas Großes, Langes aus dem Wasser schoß, für einen

Moment aufrecht stehenblieb und mit elementarer Wucht nach unten donnerte.

Der Schwanz! An mehr konnte ich nicht denken. Ich tauchte wieder unter, versuchte, dem Hieb zu entgehen, das war nicht mehr möglich. Mein Gegner war zu wendig. Zwar wurde der Schlag durch das Wasser noch ein wenig gebremst, trotzdem bekam ich einen Hieb, daß mir Hören und Sehen verging.

In der Sprache der Seeleute nennt man so etwas wohl eine volle Breitseite, die mußte ich schlucken.

Es riß mich in die Höhe, ich sah Sterne, dazwischen die Gischt, überschlug mich und wurde von den aufgewühlten Wellen gefressen.

Wie ein Stein sackte ich in die schwarze Tiefe. Der Treffer hatte mich so fertig gemacht, daß ich im ersten Augenblick nicht einmal in der Lage war, Schwimmbewegungen zu machen. Ich war wirklich über dem ganzen Körper getroffen worden und würde sicherlich einige Prellungen davontragen, falls ich überlebte.

Das allerdings stand in den Sternen. Dieses urwelthafte Ungeheuer würde keine Gnade kennen.

Ich sackte noch immer tiefer. Doch eine Stimme in meinem Innern meldete sich und mir wurde klargemacht, daß ich unbedingt etwas unternehmen mußte, wenn ich in diesem unheimlichen See nicht elendig ertrinken wollte.

Schwach waren meine Schwimmbewegungen. Sie erinnerten mehr an die Paddelei eines kleinen Hundes, aber sie halfen ein wenig.

Ich trat Wasser mit den Beinen, bewegte auch die Arme und war froh darüber, daß es klappte. Allmählich glitt ich wieder an die Oberfläche, wo das Wasser heller war.

Und das Ungeheuer?

Im Augenblick sah ich es nicht, auch nicht seinen Schatten, doch als ich auftauchen wollte, stieß ich mit dem Kopf gegen etwas Dunkles, daß auf dem Wasser schwamm.

Was es war, bekam ich erst später zu sehen. Ich wollte so schnell wie möglich Luft holen, tauchte auf, schleuderte mir das nasse Haar aus der Stirn, bekam dann auch noch eine Planke vor die Stirn und schaffte es endlich, mich umzuschauen.

Meine Augen weiteten sich in panischem Schrecken. Das durfte nicht wahr sein, aber es war Realität, kein Geist gaukelte mir ein Trugbild vor.

Das Untier hatte unser Boot zerschlagen. Und von Suko war keine Spur zu sehen!

***

Nur noch Reste schaukelten auf den Wellen. Ich erkannte die beiden Ruder, einen Teil des Kiels, der an den Enden hellere Zersplitterungen

zeigte, die beiden Ruderbänke und auch noch den Bug, das größte zusammenhängende Stück des Bootes.

Von Suko sah ich nichts.

Und auch nichts von dem Untier.

Eine wahnsinnige Angst überfiel mich. Ich begann zu zittern, schnappte krampfhaft nach Luft und schwamm auf den Bugteil zu, der sich am besten dazu eignete, um sich daran festzuhalten.

Bevor ich ihn erreichte, geriet neben mir das Wasser in Bewegung. Ein Augenblick später erschien ein Kopf.

Suko!

Er lebte, hatte seinen Mund weit aufgerissen, schnappte nach Sauerstoff, und ich sah das Blut aus einer Wunde an der Stirn rinnen. An den Wangen vermischte es sich mit dem Wasser, wo es zu einer rosafarbenen Flüssigkeit wurde.

Ich hatte meinem Freund nur einen kurzen Blick zuwerfen können, sah aber dennoch, wie erschöpft er war. Sein Gesicht zeigte die Spuren des Kampfes, es war verzerrt, er keuchte und atmete gleichzeitig, wobei er auch noch Wasser spie.

»Kannst du?« schrie ich.

»Ja, verdammt.«

Neben mir kraulte der Chinese auf den noch stabil aussehenden Bugteil des Schiffes zu. Wir beide wollten uns daran klammern und Halt finden.

Ich erreichte das treibende Schiffsteil als erster. Mit der Linken klammerte ich mich fest, drehte mich dann um und streckte den Arm aus, um Suko eventuell helfen zu können. Vergebene Mühe, mein Freund schaffte es allein.

Auf dem See treibend und von den Wellen auf- und niedergeworfen, ruhten wir uns für einen Moment aus, denn das Untier war zum Glück nicht zu sehen.

»Wie ist es passiert?« fragte ich keuchend.

Suko holte zweimal Luft, bevor er antworten konnte. »Es holte aus, ich wollte noch die Zeit anhalten, doch dazu bin ich nicht mehr gekommen. Der eine Hieb war ein Volltreffer. Die Wucht hat das Boot in der Mitte geteilt. Kannst du dir das vorstellen, John? Ein Schlag, und es war aus.« Mein Freund holte ein paarmal tief Luft. »Ich wurde auch noch gestreift. An der Schulter und am Gesicht. Dabei dachte ich, aus einer Rakete abgefeuert zu werden, so schnell ging das alles. Ich landete im Wasser, wurde in die Tiefe gedrückt und kämpfte mich wieder hoch, den Rest kennst du.«

»Aber wo ist das Monster?«

Trotz der bescheidenen Lage gestattete sich Suko ein Grinsen.

»Hast du danach Sehnsucht?«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Dann wollen wir zusehen, daß wir an Land kommen.«
Ich lachte auf. »Optimist. Ich komme mir hier vor wie auf dem Meer. Oder siehst du das Land?« Dabei spielte ich auf die Dunkelheit an, die immer mehr zunahm.
Suko gab mir recht. »Trotzdem müssen wir es versuchen, sonst saufen wir hier ab wie die Ratten.«
»Und was machen wir, wenn das Ungeheuer auftaucht?« fragte ich.
»Vielleicht beten.«
»Wäre eine Möglichkeit, aber wir haben noch unsere Waffen.«
»Die Kugeln nützen nichts.«
»Vielleicht muß man sie in die Augen des Tieres setzen. Das ist unsere Chance.«
»Die Idee ist nicht schlecht«, erwiderte Suko, während er Wasser spie. »Nur wird dir dieses Biest kein Auge hinhalten, damit du hineinschießen kannst.«
Da hatte mein Partner natürlich recht. Vielleicht ergab sich dennoch eine Möglichkeit, das Monster zu überlisten.
»Ich halte mich hier erst einmal fest«, erklärte Suko. »Außerdem spüre ich eine Strömung. Vielleicht werden wir noch an Land getrieben.«
»Die Queen erhalte deinen Optimismus«, gab ich zurück.
»Soll ich heulen?«
»Nein, dann lieber deine Sprüche.«
Aus unserer Perspektive sah der See fast wie ein Meer aus.
Unsere Köpfe, Arme, Hände und Schultern schauten aus dem Wasser, wir sahen die tanzenden, schwarzen Wellen, die gegen das Boot anliefen und es zum Schaukeln brachten.
Wie tief der See war, wußten wir nicht. Loch Ness, zum Beispiel, war über 200 Yards tief. Ich schätzte, daß dieser See nicht viel weniger aufwies.
Mittlerweile wurde mir kalt. Die Anspannung hatte ein wenig nachgelassen, jetzt spürte ich die Kälte und auch den Wind, der durch die nasse Kleidung drang. Zudem hatte ich immer mehr Mühe, mich an dem nassen Bugteil festzuklammern. Die Gefahr abzurutschen, bestand immer, und ich mußte zweimal nachgreifen, um einen besseren Halt zu finden. Lange würde ich mich hier nicht halten können.
Suko schaute mich an. »John, ich glaube, ich spüre etwas.«
»Wo?«
»Unter mir.«
Meine Augen wurden groß. »Das Ungeheuer?«
»Kann ich nicht genau sagen, aber das Wasser gerät in Bewegung. Kann sein, daß es auftaucht.«
Sukos Stimme klang ruhig. Nur wir beide wußten, weich eine Brisanz

in den letzten Worten des Chinesen gelegen hatte. Wenn die Bestie zum drittenmal angriff, dann würde es uns sicherlich nicht gelingen, ihr zu entkommen.

»Wie machen wir es?« flüsterte Suko.

»In die Augen.«

»Voll?«

»Was denkst du denn?« Er grinste hart und versuchte ein Nicken.

Dann holte er Luft und schnellte aus dem Wasser. Er bewies wieder einmal, welche Kraft in ihm steckte. Sein Körper fiel über das abgebrochene Bugteil und bedeckte es fast völlig. Er machte seine Arme lang, und es gelang ihm, sich festzuklammern.

»Alles klar, John!«

Ich war ebenfalls nicht verschont geblieben, als mein Freund sich auf das Teil geworfen hatte. Mühevoll konnte ich die Schwankungen noch ausgleichen, hing nach wie vor mit dem Oberkörper im Wasser, und spürte unter mir ebenfalls etwas.

Das waren Strudel und Wellen, die meinen Körper in Schwingungen versetzten. Unwillkürlich zog ich die Beine an. Das Herz klopfte plötzlich schneller, mein Magen verkrampfte sich. Ich hatte schreckliche Angst, von der Bestie angegriffen zu werden.

Sie brauchte ja nicht aufzutauchen, sondern konnte mich von unten her packen, in die schwarze Tiefe zerren und mich töten.

Ich schaute hoch zu meinem Freund, der ebenfalls einen schwankenden Platz besaß, seine Beretta gezogen hatte und auf das Wasser zielte, um schnell schießen zu können, wenn die Bestie erschien.

»Sie ist wahrscheinlich unter…« Das letzte Wort blieb mir im Hals stecken, denn das Monstrum machte Ernst.

Plötzlich tauchte es auf.

Ein Gigant, ein Gebirge. Das Wasser begann zu schäumen. Dabei bildeten sich hohe Wellen, die gegen unser zerstörtes Boot anliefen und es zum Schaukeln brachten. Suko hatte Mühe, auf dem umgekippten Bugteil liegenzubleiben.

Bei diesem Wellengang würde es ihm verdammt schwerfallen, einen gezielten Schuß anzubringen.

Ich klammerte mich nur noch mit einer Hand fest. Die linke hatte ich genommen, mit der rechten fischte ich nach der Beretta. Die neuen Waffen sind zum Glück wasserfest, man konnte sich auf sie verlassen.

Weit riß das Untier seinen Rachen auf. Es zeigte uns seine Zähne, damit wollte es uns zermalmen.

»Schieß, John!« schrie Suko, der sich nicht mehr halten konnte und langsam nach vorn rutschte. Er würde mit dem Kopf zuerst ins Wasser tauchen.

In den nächsten Sekunden ging alles blitzschnell. Mir jedoch kam es

wie eine kleine Ewigkeit vor, in der Suko und ich in permanenter Lebensgefahr schwebten.

Während Suko verzweifelt nach Halt suchte, um seine Rutschpartie zu beenden, klammerte ich mich mit der linken Hand noch mühevoll am Bootskörper fest. Es war mir trotzdem gelungen, meine Waffe zu ziehen. Geladen war sie mit geweihten Silberkugeln. Sollten wir die Bestie tödlich treffen, war das nicht auf die Weihe der Kugeln zurückzuführen, sondern auf den Treffer selbst. Ob Blei oder Silber, im Prinzip spielt dies keine Rolle.

Zielen konnte ich natürlich schlecht. Die Wellen bewegten sich nicht nur selbst, sondern auch mich und unseren Gegner.

Zweimal schoß ich.

Die Kugeln durchschlugen einen hochsprühenden Wasserschleier und trafen das dahinter hochaufgerichtete Monstrum. Da es seinen Rachen weit aufgerissen hatte, konnte ich beide Geschosse hineinjagen.

Und das Tier spürte etwas.

Sein Rachen klappte zu.

Plötzlich hatte es seine Angriffswut vergessen. Mit über der Hälfte des Körpers tauchte es ein; auch der gefährliche Schwänz verschwand im dunklen Wasser, nur noch der Kopf schaute hervor.

Mit beiden Augen natürlich.

Abermals krachten Schüsse. Suko hatte abgedrückt. Quer lag er jetzt auf der Bootshälfte, wurde von anrollenden Wellen überspült, hatte seinen Arm vorgestreckt und geschossen.

Dabei traf er auch den Kopf.

Ich schoß ebenfalls, setzte alles auf eine Karte und feuerte das Magazin leer.

Dabei bewegte ich meinen Arm, setzte die Geschosse dicht hintereinander gegen den Kopf und hoffte, die Augen zu treffen.

Ich hatte Glück. Dabei konnte ich nicht sagen, ob nur meine Kugeln die empfindlichsten Teile der Bestie zerstört hatten.

Vielleicht hatte der Chinese auch noch seinen Teil dazu beigetragen, jedenfalls spritzte aus beiden Augen eine schleimige, gallertartige Masse hervor. Es bildeten sich regelrechte Fontänen, die auf die Oberfläche klatschten und verschwanden.

Das Monstrum drehte durch.

Selten in meinem Leben habe ich so einen Laut gehört. Er mußte weit über das Wasser schallen, ein tierischer, unheimlicher Schrei, der all die Schmerzen ausdrückte, die das Monster empfand. Es war blind, vielleicht auch tödlich getroffen, und es hatte seine letzten Kräfte zusammengenommen, wuchtete den Körper so hoch aus dem Wasser, daß es aussah, als würde es auf der Schwanzspitze stehen. Für einen Moment hatten wir schreckliche Angst, daß die Bestie auf uns niederfallen und uns zermalmen würde, aber sie kippte zum Glück

nach rechts, damit weg von uns.

Es war wie bei einem Zeitlupenfilm. Die gewaltige Gestalt des Monstrums zitterte, noch einmal klappte das Maul auf, und es stand auch noch offen, als es schwer auf das Wasser klatschte und wie ein Felsbrocken versank.

Wellen schäumten hoch. Gischt spritzte fontänenartig nach allen Seiten weg. Wir wurden überspült, ich rutschte am nassen, glatten Bootskörper ab, geriet ebenfalls unter Wasser und spürte die Auswirkungen des gewaltigen Todeskampfes der Bestie.

Das Wasser packte mich, Wellen schleuderten mich hoch, ich geriet einmal mit dem Kopf über die Wasserfläche, sah für einen Moment das abtreibende Boot und wurde wieder nach unten gepreßt, wobei mich anlaufende Wellen überrollten.

Als ich die Augen aufriß und den Kopf nach links drehte, erkannte ich den düsteren Schatten, der langsam nach unten schwebte und sich von mir entfernte.

Er bewegte sich nicht mehr, und ich konnte nur hoffen, daß die Bestie endgültig erledigt war.

Mit der Beretta in der Hand vollführte ich hastige Schwimmbewegungen, tauchte auf und holte ein paarmal tief Luft, bevor ich auf die Trümmer zu schwamm.

Dort wartete Suko bereits. Sein nasses Gesicht hatte sich zu einem Grinsen verzogen.

»Hallo, Seelord!« keuchte ich und klammerte mich an der Bootshälfte fest. »Wie ist das Wetter?«

»Beschissen!« Er streckte seinen Arm aus, ich ergriff die Hand, und es gelang mir unter einigen Mühen auf den Bootskiel zu klettern, wobei ich dort erst einmal liegenblieb und noch Wasserreste ausspie.

Die Bootshälfte war durch unser Gewicht tiefer in das Wasser gedrückt worden.

»Wenn wir jetzt wenigstens eine Ruderstange hätten«, beschwerte sich mein Freund.

»Warum hast du sie auch weggeschleudert.«

»Ich wollte unserem Freund etwas zu fressen geben.«

»Holz ist eben unverdaulich!« keuchte ich und rutschte ein wenig vor, um etwas besseren Halt zu haben.

Wie zwei Schiffbrüchige auf hoher See lagen wir auf dem Bootskörper, wurden von den Wellen geschaukelt und klapperten vor Kälte mit den Zähnen. Die Unterkühlung machte sich doch stark bemerkbar. Unsere Kleidung hatte sich mit Wasser vollgesaugt, und wir mußten unbedingt zusehen, daß wir an Land kamen und trockene Kleidung anzogen, die im Kofferraum des Bentley lag.

Zunächst einmal hielt ich Ausschau nach einem Gegenstand, den wir als Ruder nehmen konnten, denn mit den Händen zu paddeln, hatte

keinen Sinn.
Die Sicht hatte sich auch verschlechtert, hinzu kam das dunkle Wasser, und wir mußten schon unsere Augen aufreißen, um die treibenden Trümmer zu sehen.
Manchmal schwamm sogar eine Planke in meine Nähe, bevor ich sie allerdings fassen konnte, wurde sie von einer Welle erfaßt und wieder weggetragen.
»Mist!«
Bis Suko plötzlich aufschrie. »Ich habe ein Stück.«
»Was? Das Ruder?«
»Nein, nur eine Planke, aber in der Not frißt der Teufel Fliegen. Damit packen wir es.« Mein Freund bewegte sich und setzte sich auf dem Bootsrumpf so hin, daß es ihm gelang, zu rudern. Ich mußte dabei meine Beine einziehen, damit ich ihm nicht im Weg war.
»Pull mal nach rechts«, wies ich ihn an. »Ich glaube, da schwimmt sogar eine Ruderstange.«
»Das heißt nicht rechts, sondern steuerbord!« korrigierte mich der Chinese.
»Mein Gott, bist du heute wieder ein Pingel.«
Suko lachte. Ich merkte, wie sich die Bootshälfte langsam drehte und in die Richtung gelenkt wurde, wo ich die Ruderstange sah.
Suko machte seine Sache gut, es gelang mir, das Stück Holz mit meinen klammen Händen zu fassen. Ich zog es zu mir heran und versuchte, mich hinzusetzen, was auf der Bootshälfte gar nicht so einfach war. Suko beschwerte sich zu recht.
»Willst du allein paddeln?« fragte ich.
»Das hättest du wohl gerne.«
»Natürlich.« Ich hievte das Ruder hoch und tauchte es ins Wasser, Suko tat mit seiner Planke das gleiche.
Wir konnten das Ufer noch sehen. Im langsam verschwindenden Tageslicht war es nur ein grauer Streifen mit der helleren Nebelbank davor.
»Bleibt es bei unserem Plan?« fragte Suko.
»Klar, die Landzunge ist näher.«
Danach sprachen wir weniger, denn unsere Ruderarbeit erforderte all unsere Kräfte und vor allen Dingen auch Konzentration, denn es bestand leicht die Gefahr, daß wir von dem schaukelnden und kieloben treibenden Boot rutschten.
Schon bald merkten wir die Kühle nicht mehr, denn der erste Schweiß sammelte sich auf der Haut. Ein seltsamer Kontrast lag vor unseren Augen. Das dunkle Wasser und darüber die dünnen Nebelschleier, die mich an durchsichtige Leichentücher erinnerten.
Unsere Blicke waren nicht nur nach vorn gerichtet. Wir mußten auch die Seiten im Auge behalten, denn keiner von uns wußte, welche

Überraschungen der See mit dem schwarzen Wasser noch für uns bereithielt.

Die Erscheinung war urplötzlich da. Suko und ich hörten fast gleichzeitig auf zu rudern und konzentrierten uns auf dieses Phänomen.

Es war links von uns aufgetaucht und befand sich etwa in gleicher Höhe mit dem Boot.

Ein blaues, seltsam verwaschenes Licht inmitten einer Nebelwolke. Das Licht konzentrierte sich nicht nur auf einen Punkt, sondern besaß etwa Körpergröße und begann direkt über dem Wasserspiegel.

»Was ist das denn?« fragte Suko.

Von mir bekam er keine Antwort. Auch ich hatte keine Erklärung, obwohl es schon seltsam war und auch nicht stillstand, denn es schob sich innerhalb der Nebelwolke immer weiter vor und nahm Kurs auf das Seeufer.

Es hatte das gleiche Ziel wie wir.

Als wir wieder einmal genauer hinschauten, stellten wir beide fest, daß sich die blaue Farbe intensiviert hatte. Sie war wesentlich stärker geworden, so daß wir so etwas wie menschliche Umrisse erkennen konnten, darunter allerdings auch etwas Dunkleres, Langes, mehr an ein Floß erinnernd.

»Ich glaube, John, wir sind vom Regen in die Traufe gekommen«, sagte mein Freund, und ich konnte ihm nur zustimmen, denn dieses geheimnisvolle Phänomen hatte für mich keinen natürlichen Ursprung. Das war etwas anderes, vielleicht sogar Dämonisches.

Wir verhielten uns still und beobachteten nur weiter. Der unheimliche blaue Nebel hatte uns bereits passiert, und wir sahen die Erscheinung von der Rückseite.

Der längliche Gegenstand unter ihr war kein Brett oder Floß, sondern ein kleiner Nachen, der praktisch lautlos über die Wasserfläche glitt und das Licht dem Ufer zutrug.

»Verdammt, John!« zischte Suko. »Das ist nicht nur ein Licht, sondern…«

»Ein Skelett!« vollendete ich.

***

Noch jetzt spürte Karen White die Schmerzen im Rücken, so hart hatte der Alte mit dein Revolverlauf zugestoßen und sie vorangetrieben, genau auf die Überreste der Burg zu, wo zwischen den Mauerresten und Steinen das hohe Unkraut wucherte.

»Da mußt du rein!« zischte er mit einer Stimme, in der Nervosität und Hektik mitschwangen. »Dort wirst du das Geheimnis schon lüften, meine Kleine.«

»Was soll ich denn da?«

»Das zeige ich dir schon.«
So hatte der Mann gesprochen. Nun stand er mit Karen inmitten der Ruine, schaute sich um und wußte wohl selbst nicht genau, wo er anfangen sollte zu suchen.
Unheimlich war es zwischen den Mauern, wo Nebelfahnen im schwachen Licht schimmerten. Das Gemäuer mußte früher einmal einen Turm besessen haben, nicht sehr hoch, doch nun war er zusammengebrochen, und seine Trümmer bildeten einen Hügel, auf dem sich das Unkraut ausgebreitet hatte.
»Steh nicht herum!« herrschte der Alte Karen White an. »Such es schon!«
»Was denn?«
Terrence kam noch einen Schritt näher. In seinem langen Mantel wirkte er noch unheimlicher. Von seinem Gesicht war ebenfalls nichts zu erkennen, da er den Hut nicht abgenommen hatte und die Krempe tief in die Stirn gedrückt wurde.
»Ich will den Eingang zu einem Versteck finden.«
»Und was ist dort?«
»Das brauchst du nicht genau zu wissen, aber es macht mich zu einem mächtigen Mann.«
»Gold, Geld?«
»Was interessiert es dich?« Der Mann lachte. »Aber ich kann dir sagen, es ist viel wertvoller als dies.«
»Noch etwas Wertvolleres?«
»Ja.«
»Was denn? Diamanten?« Karen war jetzt sehr neugierig geworden, und sie verstand es, mit geschickten Fragen den Alten aus der Reserve zu locken.
»Es ist ein Schlüssel«, wisperte Terrence. »Aber nicht ein Schlüssel, wie du ihn kennst, sondern ein bestimmter.«
»Eine Kombination?«
»Unsinn, du mußt mal anders denken. Das, was ich haben möchte, ist der Schlüssel zu einer geheimnisvollen Dimension, zu einer anderen Stadt, zu einem anderen Land.«
»Und wie heißt die Stadt?«
»In alten Büchern habe ich von einer Leichenstadt gelesen. Viel älter als Sodom. Wer die Leichenstadt betritt und mit den Dämonen der Vergangenheit zusammenkommt, wird eine ungeheure Macht erringen. Aber zuvor brauche ich den Schlüssel, und den wirst du mir holen.«
»Warum holst du ihn nicht selbst?« fragte Karen, die sich auf einmal als widerborstig erwies.
»Weil es mir zu gefährlich ist.«
»Aber ich…?«

»Ja, du sollst. Bald ist die Stunde gekommen, in der das blaue Skelett erscheint. Es wird dir den genauen Weg zu diesem Schlüssel weisen, denn es ist dazu verpflichtet.«

»Was hat das Skelett damit zu tun?« wollte Karen wissen.

»Es lebt schon Hunderte von Jahren. Die Sage erzählt, daß es in alter Zeit einmal ein Fährmann gewesen ist…«

Karen White lachte auf. »Ein Knöcherner als Fährmann? Das glaubst du wohl selbst nicht.«

»Es war ja nicht immer ein Skelett. Vor vielen Hundert Jahren hat es auf seiner Fähre Menschen über den See gebracht. Aber der Mann war schlecht. Er hat sich immer genau angesehen, wen er an das andere Ufer schaffte. Waren reiche Kaufleute darunter, so hat er sie von seinem Floß ins Wasser gestoßen, denn er war einer der wenigen, die das Geheimnis des Sees kannten. Er wußte von dem Ungeheuer aus der Urzeit, das noch in dem schwarzen Gewässer haust. Und so hat der Fährmann der Bestie die Opfer gegeben und sich selbst bereichert. Er hat den Schmuck in der alten Burg — heute ist sie ja nur noch die Ruine — vergraben, und dabei muß er auf den geheimnisvollen Schlüssel gestoßen sein. Aber nicht jeder darf ihn nehmen. Der Schlüssel ist gesichert. Auf eine magische Art und Weise, und er hat seine Magie abgestrahlt. Der Mann ist zum Skelett geworden.«

Bei den letzten Worten der Erzählung hatte sich das Entsetzen auf dein Gesicht des Mädchens ausgebreitet. Verschwunden war Karens anfängliche Sicherheit, sie ahnte, daß etwas Schreckliches auf sie zukommen würde, und stotternd stellte sie die nächste Frage: »Dann soll ich mich opfern?«

»Du mußt es sogar, meine Liebe!«

»Nein!«

Der Mann vor ihr grinste. Karen nahm es nur an der Bewegung des Bartgestrüpps wahr. »Ich kann dir auch eine Kugel geben, meine Kleine. Glaub nur nicht, daß ich mich scheue. Ich habe lange Jahre auf diese Chance gewartet. Endlich ist sie in Erfüllung gegangen. Du wirst mir den Schlüssel zur Leichenstadt geben und auch die Schätze, die der alte Fährmann gesammelt hat.«

»Nein, nein, das geht nicht.« Karen wich zurück, wobei sie beide Arme ausstreckte. »Er kommt doch jeden Abend her.«

»Nein, nicht jeden Abend. Nur in einem bestimmten Monat des Jahres. Dann allerdings erscheint er jeden Tag, um nachzuschauen, ob der Schlüssel noch vorhanden ist. Wir werden ihn kommen lassen, und du wirst ihn dann verfolgen. Wenn er dann die geheimnisvolle Schatzkammer geöffnet hat, wirst du schneller sein und den Schlüssel zur Leichenstadt an dich nehmen.«

Karen White überlegte. Sie war ein junges Mädchen, das in einer modernen Welt seinen Mann stand. Sie hatte eine gute

Schulausbildung hinter sich, wollte ein naturwissenschaftliches Fach studieren und stand der nicht exakten Wissenschaft immer sehr skeptisch gegenüber. In ihrem Leben hatte es niemals Geister oder Dämonen gegeben. Andere Dimensionen kannte sie nur als theoretisch berechenbares Exempel aus der Mathematik und war deshalb von der Erzählung des Alten nicht so recht überzeugt.

Überzeugt allerdings war sie von seinem Willen, sie zu töten, wenn sie nicht genau das tat, was er ihr aufgetragen hatte.

Eine Kugel war real, ein Revolver ebenfalls, ein Schuß und dessen Folgen ließen sich berechnen, aus diesem Grund kam ihr die Bedrohung des Alten viel realer vor.

Sie nickte. »Ja, ich werde es machen.«

Terrence lachte. »Es hätte auch keinen Sinn gehabt, sich zu weigern. Ich hätte sofort geschossen.«

»Dann wäre es Ihnen überlassen geblieben, den komischen Schlüssel zu holen.«

»Irgendwann wäre mir sicherlich jemand vor die Füße gelaufen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Warum haben Sie uns eigentlich gewarnt?« wollte Karen wissen.

»Sie hätten ja nichts zu sagen brauchen.«

»Ich wollte doch, daß ihr da bleibt.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ganz einfach. Ich hatte genug Zeit, um euch zu beobachten. Ihr habt mir den Eindruck eines aufgeschlossenen modernen Teams gemacht, und ich wußte, daß ich mit meiner Warnung nur eure Neugierde anstacheln würde, aber nicht die Angst. Ich hatte recht. Ihr seid geblieben. Eine ist umgekommen, aber du reichst mir völlig, damit ein alter Traum endlich in Erfüllung gehen kann.«

Karen warf dem Alten einen schrägen Blick zu. War dieser Mensch noch normal, oder hatte sie es hier mit einem Verrückten zu tun?

Nein, Verrückte reagierten anders. Nicht mit dieser zwingenden Logik. Dieser Mann war nicht verrückt, sondern besessen. Ja, besessen von einer fast wahnwitzigen Idee.

Karen überlegte auch, ob sie dem Alten die Waffe nicht aus der Hand schlagen sollte. Sie war wesentlich jünger, auch kräftiger, und durch ihre Antwort, auf die Vorschläge des Alten einzugehen, hatte sie ihn in eine relative Sicherheit gewiegt. Zudem näherte sich die Minute der Entscheidung immer mehr. Der Alte war nervös geworden. Seine Blicke pendelten zwischen Karen und dem Seeufer hin und her.

Viel konnte er vom Ufer nicht erkennen, da Unterholz und Bäume ihm einen Großteil der Sicht nahmen. Dahinter lag der See, und er wirkte wie eine unheimliche schwarze Fläche.

Plötzlich zuckte Terrence zusammen. »Da ist es!« zischte er, »das Leuchten. Er kommt…«

Der Mann war von dem Anblick so fasziniert, daß er dabei nicht mehr an seine Gefangene dachte. Um besser sehen zu können, hatte er sich gedreht, die Revolvermündung wies an Karen vorbei und deutete schräg auf eine Lücke zwischen zwei Baumstämmen.

Auch Karen schaute zum See.

Das Leuchten war da, daran bestand kein Zweifel. Sie konnten es sehen, obwohl ihnen das dichte Buschwerk und die Bäume das genaue Erkennen erschwerten. Doch über dem fast schwarzen Wasser und in der Dunkelheit, da schimmerte es hellblau.

Karen dachte an den Plan des Alten und daran, daß sie ihn letzten Endes ausführen sollte. Sie hatte das lebende Skelett gesehen, wußte nun, welche Aufgabe es besaß, obwohl sie es eigentlich nicht verstandesmäßig erklären konnte. Aber eines war ihr besonders klar. Wenn sie jetzt nichts unternahm, dann schaffte sie es nie.

Ein schneller Blick auf den Alten.

Leicht vorgebeugt stand er da. Mit offenem Mund, der eine Höhle innerhalb des Bartgestrüpps bildete.

Und nach wie vor wies die Revolvermündung an Karen White vorbei.

Jetzt oder nie!

Karen schlug zu.

Sie legte alle Kraft in diesen einzigen Hieb, denn sie wußte, daß sie zu einem zweiten wahrscheinlich nicht mehr kommen würde.

Der Alte schrie auf. Es war ein Schrei der Wut und des Schmerzes. Sein rechter Arm, etwa in Höhe des Ellbogens getroffen, fiel nach unten. In einem Reflex drückte er noch ab, die Kugel allerdings hackte in den Grasboden, ansonsten richtete sie keinerlei Schaden an.

Karen nahm ihre Chance weiterhin wahr. Da der Alte noch nicht ausgeschaltet war, mußte sie ein zweites Mal zuschlagen.

Mit beiden Fäusten tat sie das. Die Hände hatte sie dabei gegeneinander gelegt, ihr Gesicht war wutverzerrt, und dann hieb sie zu, bevor der alte Mann sich noch auf die andere Lage eingestellt hatte.

Er wurde voll getroffen.

Schräg rammten die Fäuste gegen, seinen Hals. Sogar der Hut segelte davon, als Terrence zu Boden ging, hart auf den Rücken krachte und im nächsten Moment einen Tritt hinnehmen mußte, der ihm das Wasser in die Augen trieb.

Karen hatte gegen seinen rechten Arm getreten. Sie wollte, daß der Alte die Waffe fallen ließ, doch der hielt sie wie im Krampf fest, als seinen letzten Rettungsanker. Trotz seiner Schmerzen versuchte er den Arm zu drehen und auf das Mädchen zu zielen.

Das merkte Karen rechtzeitig genug. Sie warf sich auf den Mann, packte den rechten Arm mit beiden Händen, bog ihn nach hinten und biß kräftig in das Fleisch dicht über dem Handgelenk.

Ihre Zähne waren so hart, daß sie mühelos die Haut zerstörten und das Blut aus den Wunden trat.

Der Alte hatte seine Kräfte überschätzt. Er schaffte es nicht mehr, den Revolver zu halten. Seine Faust öffnete sich, eine heftige Bewegung, und die Waffe rutschte hervor und blieb im Gras liegen.

Karen besaß noch die Nerven und schlug ihren Gegner ins Gesicht, so daß er mit sich selbst zu tun hatte und an seinen Revolver nicht dachte. Dann erst rollte sich das Mädchen zur Seite, und es gelang ihr, die Schußwaffe an sich zu nehmen.

Sie hatte noch nie einen Revolver in der Hand gehalten, kannte so etwas nur aus dem Kino oder vom Fernsehen, aber sie war fest entschlossen, sich durchzusetzen.

Die Mündung zeigte auf den alten Terrence. »Wage es nicht!« zischte Karen. »Wage es nur nicht, ich würde dir den Schädel zerschießen, Alter, Verdammt, ich würde das tun!«

Terrence keuchte. Er lag auf dem Rücken, bewegte sich dabei aber und umklammerte sein rechtes Handgelenk.

»Weiber!« keuchte er. »Verdammt, ich habe es gewußt. Ich hätte mich nicht mit einem Weib einlassen dürfen. Das bringt nur Ärger und Unglück!«

Ein scharfes Lachen war die Antwort. »Gut, daß du es einsiehst, alter Mann. Ich bin immer besser, das mußt du dir mal merken. Besser als du je sein kannst. Und ich werde mir auch den Schatz holen. Auf den verdammten Schlüssel verzichte ich, aber das andere will ich haben.« Während dieser Worte leuchtete in ihren Augen ein fanatischer Glanz. Karen war nicht mehr das kleine schüchterne Mädchen, sondern sah jetzt ein Ziel. Und sie wollte sich für das rächen, was man ihr angetan hatte.

Ihr sollte der Schatz gehören!

Der alte Terrence lag am Boden und schaute schräg zu ihr hoch.

Er hatte den Mund offen und hielt noch immer seinen Arm fest.

Dann flüsterte er. »Das schaffst du nicht. Das Skelett ist zu stark, viel zu gefährlich. Glaub mir, du kannst es nicht packen.«

»Laß das mal meine Sorge sein. Hast du es nicht auch versuchen wollen, Alter?«

»Ja, das stimmt«, gab Terrence zu. »Ich habe mich vorbereiten können. Jahrelang habe ich die alten Bücher studiert. Man muß gewisse Regeln einhalten, glaube mir.«

»Papier ist geduldig, mein Freund. Ich weiß schon, was ich zu tun habe.«

»Dann kann ich dir nicht helfen. Ich hatte es wirklich gut mit dir gemeint.«

»Darauf kann ich verzichten!«

»Sei nicht so borniert.. Laß uns zusammenarbeiten, Kind. Es ist

besser. Du unterschätzt die Kräfte aus dem Jenseits. Sie sind nicht nur unheimlich und unerklärbar, sondern auch sehr gefährlich für den Unwissenden. Wir müssen gewisse Regeln einhalten.«

»Klar, die Argumente stecken in meiner Waffe«, erwiderte das Mädchen kalt.

Terrence lachte. »Was sind Kugeln gegen Geister? Die Revolvergeschosse machen dem Skelett nichts aus, kein Dämon kann durch sie getötet werden, glaub mir…«

»Weshalb hast du die Waffe dann mitgenommen?« wollte Karen White wissen.

»Für dich, Kindchen. Allein für dich. Damit du mir keine Dummheiten machst.«

»Und jetzt kannst du dir das hinter deine Ohren schreiben«, gab die junge Studentin kalt zurück.

»Es ist nicht einfach, ihn zu überlisten«, flüsterte Terrence. »Es ist wirklich nicht einfach, das sage ich dir.«

»Dich habe ich auch geschafft…«

»Närrin!« Der Alte lachte. »Du bist eine verdammte Närrin. Nichts wirst du erreichen, gar nichts. Glaube es mir. Laß uns zusammenarbeiten oder fliehen, nur diese beiden Möglichkeiten gibt es.«

»Nein!« erwiderte Karen scharf. »Für mich gibt es noch eine dritte. Du wirst mir helfen, an den Schatz zu gelangen, denn du mußt genau das tun, was ich dir sage. Wenn nicht, erschieße ich dich!«

Die Worte klangen hart und auch irgendwie endgültig. Das merkte Terrence sofort. Ergeben bewegte er seine Schultern und gab zu verstehen, daß ihm keine andere Wahl blieb.

Karen forderte ihn mit kalter Stimme auf, sich zu erheben. »Aber beeil dich!« fügte sie hinzu. Lauernd stand sie vor ihm. Die Mündung der Waffe zielte auf den Mann. Mit beiden Händen hielt Karen den schweren Revolver fest, und sie zitterte nicht einmal, denn sie hatte eine innerliche Kehrtwendung gemacht. Karen wollte aus dem erlebten Schrecken Kapital schlagen.

Mühsam quälte sich der Mann hoch. Das Girl schaute genau zu, daß er keine Dummheiten versuchte. Die Revolvermündung folgte jeder seiner Bewegungen, und Karen schaffte es sogar, nach links zu schauen, wo geisterhaft bleich das blaue Licht über dem Wasser schimmerte.

Es war stärker geworden. Ein Zeichen, daß sich das Skelett immer mehr dem Ufer näherte.

»Und jetzt?« fragte Terrence.

»Gehen wir in Deckung und warten ab«, erwiderte Karen.

Der Alte schaute sie an. Dann schüttelte er den Kopf. »Mädchen«, sagte er mit leiser Stimme. »Du weißt wirklich nicht, auf was du dich

da einläßt, glaub es mir…«

Karen White aber grinste nur spöttisch. Sie war der Meinung, gewonnen zu haben. Und wer nichts riskierte, der konnte auch nicht Sieger sein, so war es nun mal im Leben…

***

Wir ruderten wie besessen. Trotzdem hatten wir keine Chance, das Skelett einzuholen. Es besaß einen zu großen Vorsprung, wir hätten schon den doppelten Einsatz zeigen müssen. Hinzu kam, daß wir nur auf einer kieloben schwimmenden Bootshälfte hockten und auch unsere Schwierigkeiten mit der Strömung und den unter der Oberfläche lauernden Strudeln hatten.

Das Skelett gewann einen immer größeren Vorsprung. Wir unterhielten uns nicht. Jeder teilte seine Kräfte ein, damit wir nicht zu erschöpft waren, wenn wir das rettende Ufer erreichten.

Ich zermarterte mir das Gehirn darüber, welch eine Bedeutung das Auftreten des blauen Skeletts wohl haben konnte, doch ich kam zu keinem Ergebnis, weil ich zu wenig darüber wußte.

Wahrscheinlich würden wir die Lösung des Falles am Ufer präsentiert bekommen.

Suko und ich hockten auf dem umgekippten Boot wie Reiter auf dem Rücken ihrer Pferde. Unsere Beine steckten im Wasser. Die Kleidung hatte keine Chance zu trocknen, und die Kälte kroch hoch wie ein schleichendes Gift.

Nach wie vor lag über dem Wasser der Nebel. Die Schleier bewegten sich, der Wind fuhr in den Dunst und produzierte mit ihm einen geisterhaften Tanz.

Von dem Ungeheuer hatten wir nichts mehr gesehen. Beide waren wir darüber sehr froh, doch wir hatten nicht mit hundertprozentiger Sicherheit sagen können, ob wir es auch endgültig erledigt hatten. Wie es allerdings aussah, hatten wir nichts mehr von der Bestie zu befürchten.

Ich saß vor Suko. Der Chinese hatte sich meinem Ruderrhythmus angepaßt. Während ich mein Paddel in die Fluten tauchte, tat Suko mit seiner Planke das gleiche.

So kamen wir voran, legten Yard für Yard zurück und näherten uns dem Ziel, der vorgeschobenen und in den See hineinragenden Landzunge.

Durch die einseitige Belastung spürte ich ein Ziehen in der rechten Seite. Das hielt mich allerdings nicht davon ab, weiterhin alles in die Waagschale zu werfen, um so rasch wie möglich das trockene Land zu erreichen.

Das Skelett entfernte sich immer weiter von uns.

Es war schon eine geisterhafte, unheimlich wirkende Erscheinung,

wie es auf dem Wasser schwebte, denn wir hörten kein Geräusch, wie es dem Ufer entgegenglitt. Und wir sahen auch keine Bugwelle, wie sie ein normales Boot produziert hätte.

Der gesamte Vorgang ging in einer unheimlichen Lautlosigkeit über die Bühne.

Die Knochen schimmerten innerhalb des blauen Lichts dunkler.

Von vorn hatten wir den unheimlichen Bootsfahrer noch nicht gesehen, und wir wußten auch nicht, welches Ziel er verfolgte.

Ich sah als erster den gewaltigen Schatten, der vor uns auftauchte. Es war bereits die Landzunge, die von uns angesteuert wurde und sich wie ein breiter Finger in den See hineinschob.

Einzelheiten konnten wir noch nicht ausmachen, wir sahen nur den Schatten, der vor uns hochwuchs, immer breiter wurde und auch mehr Konturen an nahm, denn wir erkannten bereits die Kronen der hochwachsenden Bäume.

Ich glaubte mich zu erinnern, daß die Bäume, die direkt am Ufer standen, eine Neigung zum See hin besaßen. Einer Täuschung war ich nicht erlegen, denn als wir uns so weit genähert hatten, daß wir weitere Einzelheiten ausmachen konnten, war es bereits zu spät. So schnell konnten wir nicht stoppen.

Unser provisorisches Boot glitt in eine auf dem Wasser liegende gewaltige Laubkrone hinein. Die Fahrt wurde zwar gebremst, allerdings liefen wir auch in Gefahr, von den stärkeren Ästen und Zweigen vom Boot gedrückt und ins Wasser gestoßen zu werden.

Wir mußten unsere Hände zu Hilfe nehmen, um uns festzuklammern.

In der Dunkelheit konnten wir kaum etwas sehen und auch den Zweigen nicht richtig ausweichen. Ein paarmal wurden Suko und ich von den Ästen getroffen, sie schrammten über unsere Gesichtshaut, wollten sich an der feuchten Kleidung festhaken, und es gelang uns nur mit großer Mühe, auf dem kieloben treibenden Boot sitzenzubleiben.

Schließlich hatten wir es geschafft.

Das heißt, unser Boot wurde angehalten. »Runter!« hörte ich Suko sagen.

Wir rutschten vom Kiel. Das Wasser war hier flach. Es reichte uns nur noch bis zu den Knien. Ich kam mir vor wie in einem Mangrovenwirrwarr, als ich mich auf das Ufer zu bewegte.

Suko hielt sich dicht hinter mir. Wir hoben unsere Beine an und platschten durch das Wasser, auf dessen Oberfläche noch das faulige Laub vom vergangenen Herbst schwamm.

Das Wasser wurde immer flacher. Schließlich bedeckte es nur noch meine Knöchel, und zwei Schritte weiter betrat ich als erster das feuchte, sumpfig wirkende Ufer.

Erst einmal atmete ich auf. Seit langer Zeit wieder festen Boden unter

den Füßen zu haben, das tat gut.
Als Suko neben mir stand, sah ich, wie er seine Beretta nachlud.
Das hatten wir bisher versäumt. Ich tat es ihm nach, und beide schauten wir nach links, denn dort irgendwo mußte das Skelett an Land gegangen sein. Und das war genau der Platz, wo sich auch die alte Ruine befand und unser Bentley stand.
Für Suko und mich gab es keinen Zweifel, daß die Ruine das Ziel des Skeletts war. Was es dort zu suchen hatte, wußten wir nicht, aber wir würden es herausfinden.
Im Augenblick sahen wir das blaue Licht als sehr, sehr schwaches Leuchten, aber es war vorhanden, und wir konnten uns orientieren. Schade nur, daß wir nicht auf direktem Weg an die unheimliche Gestalt herankamen, wir mußten zuerst die Landzunge umgehen.
Beide hatten wir es eilig, denn wir wollten auch das letzte Rätsel dieses geheimnisvollen Sees lösen…

***

Sie hatten sich ein gutes Versteck ausgesucht. Karen White hatte genau den richtigen Riecher besessen. Zusammen mit dem Alten hockte sie hinter einer hüfthohen Mauer und peilte hin und wieder über den Rand zum Ufer hin, wo das Skelett mit seinem Boot jeden Augenblick anlegen mußte.
Terrence verhielt sich ruhig. Er wußte, daß er eine zu allem entschlossene Gegnerin neben sich hatte, und er wagte es auch nicht, sie zu überrumpeln. Zudem spürte er die harte Mündung seines eigenen Revolvers in seinem Rücken, und das war in der Tat kein gutes Gefühl.
Es war da!
Beide merkten sie es zur gleichen Zeit, und Karen begann leise zu lachen. »Jetzt werden wir bald wissen, wo es langgeht.« Sie ließ den Schein nicht aus den Augen.
Unheimlich war das blaue Leuchten, das sich zwischen den Bäumen festgesetzt hatte. Hinzu kam der feine Nebel, der dieses Licht mit seinen Dunstwolken ausfüllte und ihm ein schauriges Leben zu geben schien. Wenn der Wind, der über den See fuhr, das Ufer erreichte und in den Nebel glitt, so bewegte er ihn, und es hatte den Anschein, als würden gewaltige blaue Wolken auf die Ruine zutreiben.
Obwohl sich Karen noch vor wenigen Minuten sehr forsch gezeigt hatte, konnte sie sich jetzt eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Sie fragte sich, ob sie auch richtig gehandelt hatte, aber ein Zurück gab es nicht mehr. Sie hatte nun mal in den sauren Apfel gebissen.
Ihr Blick war starr, mit dem sie das Skelett beobachtete. Dabei huschte ihre Zunge nervös über die Lippen. Auf der Stirn hatten sich kleine Schweißperlen festgesetzt, und die Spannung in ihrem Innern

stieg von Sekunde zu Sekunde.

Der alte Terrence neben ihr atmete heftig. Es war schon ein regelrechtes Schnauben, das er von sich gab. An der Bewegung seines Körpers, die sich durch den Revolverlauf auch auf Karen übertrug, merkte sie, wie sehr er zitterte.

An einer Stelle konzentrierte sich die blaue Wolke. Das war genau dort, wo sich auch das Skelett befand. Etwa in Kopfhöhe zeigte das blaue Leuchten eine stärkere Intensität, da strahlten die Augen hell wie kalte Diamanten.

Es war still um die Ruine herum geworden. Jetzt schlief auch der Wind ein, und Karen merkte deutlich, daß sich etwas anderes ausbreitete. Eine fremde, seltsame Kraft, die sie noch nie zuvor gespürt hatte und die wohl kaum von dieser Welt stammen konnte.

Es waren ferne Schwingungen, magische Wellen, die innerhalb des Skeletts ihren Ursprung besaßen und auch die beiden Personen erreichten, obwohl sie von der Mauer geschützt waren.

Kein Geräusch war zu hören, als sich das blaue Skelett in Bewegung setzte. Mit einer gespenstischen Lautlosigkeit näherte es sich der Ruine, und man konnte das Gefühl bekommen, es mit einem Geist zu tun zu haben. Aber es war kein Geist. Diese nicht stofflichen Wesen bewegten keine Zweige oder Äste, wenn sie gingen, sie konnten lautlos vorangleiten und sich um die Gegenstände herum winden oder sie sogar durchdringen.

Der Knochenmann kam.

Das Mädchen hielt unwillkürlich den Atem an, als es ihn sah. Sie wollte zurückzucken, hinter der Deckung vollends verschwinden, aber sie konnte es nicht. Der unheimliche Bootsfahrer war wie ein Magnet, der ihre Blicke anzog.

Das Skelett ging nicht normal, wie es bei Menschen der Fall war.

Es setzte seine Schritte staksig voran. Die blau schimmernden Knochenbeine und auch Füße bewegten sich, als gehörten sie zu einer Puppe. Und doch geschah alles in einer gespenstischen Lautlosigkeit, denn kein Geräusch war zu hören, als sich der Unheimliche voranbewegte.

Karen konnte deutlich seinen Schädel sehen. Sie sah auch die Augenhöhlen, wo das blaue Leuchten am stärksten war, denn dort mußte das Zentrum sitzen.

Näher und näher kam es.

Karens Herz klopfte laut. Sie hörte die Schläge in ihrem Kopf, und sie fragte sich, ob das Skelett nicht längst gemerkt hatte, daß nahe der Ruine jemand lauerte.

Jetzt mußte es den Bentley sehen.

Karens Körper spannte sich. Sie beobachtete weiter, rechnete damit, daß der seltsame Fremde den Wagen untersuchte, doch er interessierte

ihn überhaupt nicht.

Das Skelett passierte ihn. Fast sah es so aus, als würde es mit dem Blech verschmelzen.

Dann war es vorbei.

Die Ruine war das wichtigste Ziel.

Darauf ging es zu und hatte bereits die ersten Überreste erreicht, deren mit Unkraut überwucherte Mauern es mit seinem blauen Schein übergoß. Zum Glück behielt es die Richtung bei, die jenseits der beiden heimlichen Beobachter lag, und schon wenig später sahen Karen und der alte Terrence den Rücken des Knöchernen.

Karen atmete auf. Die Spannung ließ nach. In den letzten Sekunden war sie irgendwie weit weg gewesen, hatte sich nur auf das Skelett konzentriert, nun kehrte sie in die Wirklichkeit zurück, und sie spürte auch den Kolben des Revolvers in ihrer Faust.

Zwischen der Handfläche und dem Walnußgriff des Holzes hatte sich ein Schweißfilm gelegt. Überhaupt war Karen schweißüberströmt, und sie wischte hastig über ihre Augen, bevor die salzige Flüssigkeit hineinrinnen konnte. Den ersten Teil des unheimlichen Vorgangs hatten sie überstanden. Und in ihr keimte so etwas wie Euphorie hoch, denn sie hatte plötzlich das Gefühl, daß es leicht sein würde, den unheimlichen Knochenmann zu überlisten.

Terrence dachte da anders. Er warnte das Mädchen mit rauher flüsternder Stimme.

»Noch ist es Zeit. Laß uns zurückgehen!«

Karen lachte nur. »Alter, du bist ein Feigling, das merke ich immer mehr. Nein, ich bleibe hier.«

»Das Skelett ist gefährlich…«

»Tut mir leid, davon habe ich nichts gemerkt. Alles nur dumme Sprüche, ich hole mir den Schatz, und daran wirst auch du nichts ändern. Verlaß dich drauf.«

»Dann tut es mir leid um dich.«

»Um mich. Denk lieber an dich!« Sie stieß mit der Revolvermündung härter zu, denn sie hatte gesehen, daß das Skelett innerhalb der alten Ruine so verschwunden war, daß man von seiner Erscheinung nichts mehr sehen konnte. Nur der Widerschein eines schwachen blauen Leuchtens lag noch über den Mauern.

Der Alte blieb knien, als wäre er auf dem Boden festgeleimt.

Karen fuhr ihn an: »Los, hoch mit dir!«

Terrence zuckte zusammen. Er drehte den Kopf, schaute das junge Mädchen an und nickte. »Ja«, flüsterte er, »ich stehe auf. Ich werde mit dir gehen, aber ich will dir auch sagen, daß du dich in einer tödlichen Gefahr befindest.«

»Hör endlich auf damit!« zischte Karen. »Ich habe genug von deinem Gelaber.«

Der Mann hob nur die Schultern, nickte und schritt behutsam voran. Karen blieb dicht hinter ihm. Obwohl sie kein Profi war, hielt sie genau die Distanz ein, die sie benötigte, um einem überraschenden Angriff entgehen zu können.

Terrence hielt sich dicht an der Mauer. Seine Füße schlurften durch das Gras. Er hatte den Kopf gesenkt und ging wie ein Verurteilter, den man zur Hinrichtung führt und der mit seinem Leben endgültig abgeschlossen hat.

Tatsächlich dachte er daran, denn das Mädchen hinter ihm war viel zu naiv, es begriff nicht, welche Kräfte hier lauerten, welch uralte Geheimnisse, die entstanden waren, als der Mensch noch gar nicht hier lebte.

Das Ziel war nicht zu verfehlen, denn der blaue Widerschein wies Karen den Weg. Und sie achtete genau darauf, daß der alte Mann keine Dummheiten machte. Sie wollte und würde sieh nicht überrumpeln lassen, sondern sofort schießen.

Ein wenig wunderte sie sich selbst darüber, wie hart sie plötzlich sein konnte. Aber der Alte hatte sie dahin getrieben, und so fiel es ihr leicht, die Gewissensbisse zu unterdrücken.

Ein wenig dachte sie noch an Jill Livingstone. Ein Ungeheuer hatte ihre Freundin geholt, und sie erinnerte sich auch an die beiden Männer, die sie auf der schwarzen Fläche des Sees gesehen hatte.

Von ihnen war nichts mehr zu erkennen gewesen, wahrscheinlich hatte die Bestie sie auch geholt.

Sie näherten sich jetzt dem Teil der Ruine, wo früher auch der kleine Turm gestanden hatte. Jetzt lagen nur noch Trümmer dort, aber dort hatte sich das Leuchten verstärkt. Irgendwo mußte das Skelett stecken.

Der alte Terrence begann damit, über die ersten Trümmer hinwegzusteigen. Karen drängte den Mann, nur sehr vorsichtig zu sein und keinerlei Geräusche zu verursachen, denn so etwas konnte leicht ins Auge gehen.

Auch Karen mußte achtgeben. Der Mann hatte es da einfacher, er brauchte sich nur um den Weg zu kümmern, während Karen ihn und die Strecke im Auge behalten mußte.

Zwischen den Trümmern wuchs hohes Farnkraut. Durch das blaue Leuchten hatte es einen seltsamen Glanz bekommen und schimmerte nun türkis.

Plötzlich stoppte der Alte.

»Was ist los?« raunte Karen.

»Es geht nicht mehr weiter.«

»Rede keinen Unsinn.«

»Doch, überzeuge dich selbst.«

Karen dachte nach. Sie glaubte nicht, daß der Kerl sie angelogen hatte, dazu besaß er nicht die Nerven. So blieb ihr nichts anderes

übrig, als dicht an den Mann heranzutreten und an ihm vorbeizuschauen, wobei sie allerdings darauf achtete, daß die Waffenmündung weiterhin auf ihn wies.

Gelogen hatte er eigentlich nicht. Es ging zwar weiter, aber trotzdem würden sie ihre Schwierigkeiten haben, denn vor ihnen befand sich ein viereckiges Loch.

Ein großer Steinquader war von dem Skelett hochgewuchtet worden, darunter lag eine alte Treppe, die wendelförmig in die Tiefe der Erde führte. Auf den morschen Stufen lag eine dicke Moosschicht, so daß es für einen Menschen ziemlich riskant war, in die Tiefe zu steigen. Es bestand immer die Gefahr, daß er abrutschte und sich irgend etwas brach.

Karen White zuckte wieder zurück und drückte die Revolvermündung seitlich gegen den Hals des Mannes. »Ich sehe da keine Probleme«, sagte sie. »Wir brauchen nur hinunter.«

»Nein, nein! Das Skelett…«

»Wird gar nichts tun«, erwiderte Karen zischend. »Zudem gehst du als erster…«

Der alte Mann drehte den Kopf und schaute sie an. Da er den Hut nicht mehr trug, sah Karen sein graues Haar, das in langen Strähnen zu beiden Seiten des Gesichts nach unten hing und sich an den Spitzen aufrollte.

»Bist du denn durch nichts zu überzeugen?« fragte er, wobei in seiner Stimme die Qual mitklang.

»Klar, durch den Schatz. Und jetzt rede nicht, sondern geh endlich vor, zum Teufel.«

Der Alte setzte sich in Bewegung und bückte sich auch. »Zum Teufel«, wiederholte er, »da hast du ein wahres Wort gesprochen. Wahrscheinlich werden wir beide beim Teufel landen, so wie es jetzt aussieht. Ich kann mich nur wiederholen. Du bist eine Närrin.«

Karen grinste nur spöttisch. Sie sah zu, wie sich der Alte bückte und seinen Fuß vorsichtig auf die oberste Stufe setzte. Er hatte seinen Körper so weit nach unten gebeugt, daß er sich sogar noch mit den Händen abstützen konnte. Das schien ihm nötig zu sein, denn die Moosschicht auf den Stufen war noch rutschiger, als es den ersten Anschein hatte.

»Geh an den äußeren Rand!« zischte Karen, die sich darüber aufregte, daß der Alte so langsam schritt. »Da kannst du dich an der Wand abstützen.«

Terrence reagierte nicht. Er tat so, als hätte er die Worte überhaupt nicht vernommen und hielt seine Haltung bei.

Als er die dritte Stufe erreichte, wurde er von dem blauen Lichtschein erfaßt.

Plötzlich sah seine Haut völlig anders aus. Sie wirkte zwar auch

bläulich leuchtend, aber dennoch irgendwie fahl, als wäre sie dabei, durchsichtig zu werden.

Unbehagen überfiel die am Beginn der Treppe wartende Karen White. Sie erkannte, daß dies kein normales Licht war, denn diese Strahlen hier lagen nicht nur auf der Haut, sie schienen sie auch zu durchdringen und machten aus Menschen geisterhafte Personen.

Der Alte schritt weiter.

Fast war es ein Wunder, daß er nicht abrutschte und die Stufen hinabfiel, aber seine Hände fanden an der Wand immer den nötigen Halt, und er wurde auch vorsichtiger.

Einmal noch warf er der oben wartenden Karen einen Blick zu.

Sein Gesichtsausdruck hatte sich stark verändert. Es war nicht allein das Licht, das ihn so seltsam aussehen ließ, sondern die Angst, die seine Züge verzerrte.

»Geh weiter!« befahl das Mädchen drohend und senkte die rechte Hand mit der Waffe. Die Mündung der Waffe wies jetzt auf den Kopf des alten Mannes.

»Ja, ja, ich…« Er tat den nächsten Schritt.

Das wurde ihm zum Verhängnis. Hatte er sich vorher auf die glitschigen Stufen konzentriert, so vergaß er diese bei seinem nächsten Schritt. Er rutschte ab, griff noch nach der Wand, um sich dort festzuhalten, doch seine Hände hatten nicht mehr die Kraft, sich abzustützen.

An der Treppenkante knickte zudem ein Bein weg, er verlor das Gleichgewicht und fiel…

***

Karen White stand für einen Moment unbeweglich. »Dieser verdammte Idiot!« fluchte sie schließlich. »Dabei habe ich es ihm gesagt.« Sie setzte noch einen Fluch hinterher und wandte sich nach rechts, um selbst die alte Treppe hinunterzugehen.

Daß die Stufen glitschig waren, hatte sie längst bemerkt.

Dementsprechend vorsichtig war sie. Zudem hätte sie die Enkelin des Alten sein können, ihr Körper war noch jung und die Muskeln sehr geschmeidig.

Auch sie hielt sich dicht an der Wand. Dabei mußte sie die Waffe in die linke Faust nehmen, mit der rechten nur konnte sie sich an der Mauer abstützen.

Sie spürte unter ihren Fingern das kalte rauhe Gestein, und sie nahm auch den seltsamen Geruch wahr, der ihr aus der Tiefe entgegenströmte und kaum zu identifizieren war.

Einerseits roch es nach Moder, Fäulnis und Verwesung, andererseits auch nach einem Geruch, der entsteht, wenn hohe Spannungen durch einen Lichtbogen erzeugt werden.

Sollte letzterer mit dem blauen Leuchten in einem ursächlichen Zusammenhang stehen?

Sie machte sich keinerlei weitere Gedanken mehr darüber, denn sie mußte zusehen, endlich ihr Ziel zu erreichen. Innerlich fieberte sie, aber sie ließ sich Zeit, ihr sollte nicht das gleiche Schicksal widerfahren wie dem Alten.

Die vierte Stufe lag hinter ihr, und sie hatte schon das rechte Bein vorgeschoben, um die fünfte zu betreten, als sie den gellenden Schrei hörte.

Ohne Vorwarnung klang er auf, hallte Karen markerschütternd entgegen und trieb das Entsetzen in sie hinein.

Vor ihr, an einem Ort, den sie nicht einsehen konnte, mußte etwas Schreckliches geschehen sein.

Und der Alte hatte geschrien!

Karen stand wie festgeleimt auf der Stufe. Noch konnte sie nicht um den ersten Absatz herumschauen, um zu sehen, was sich am Fuß der Treppe abspielte. Aber es mußte etwas Furchtbares, Schreckliches sein. So wie der Schrei geklungen hatte, schrie ein Mensch in Lebensgefahr.

Auch das Mädchen wurde jetzt von dem blauen Schein umflort.

Sie fühlte ihn sogar, er lag nicht nur auf ihrer Haut, er schien auch durch die Poren zu dringen, um in ihr Gehirn zu gleiten. Ein seltsames Gefühl hatte sie überkommen, und fremde Gedanken waren in ihrem Kopf, die sie allerdings nicht auseinanderfiltern konnte, so daß sich die fremden Gedanken anhörten wie ein fernes Rauschen.

Wie gebannt blieb sie stehen. Mit einer Hand stützte sie sich noch immer an der Wand ab, die andere hielt den Revolver wie im Krampf umklammert, als wäre er ein letzter Rettungsanker.

Der Schrei verebbte.

Stufenweise vollzog sich dies. Zuerst verstummten die hohen, schrillen Töne, danach war nur ein Wimmern zu vernehmen, und als dies vorbei war, ein langgezogenes grauenhaftes Stöhnen, das in einem letzten Röcheln endete.

Schluß…

Wie zu Stein erstarrt, stand Karen auf dem Fleck und lauschte.

Die Stille, die um sie herum herrschte, empfand sie als fast noch schlimmer als den Schrei.

Auch das Rauschen war aus ihrem Schädel verschwunden. Sie konnte wieder klar denken, keine fremde Macht versuchte mehr, von ihr Besitz zu ergreifen.

Was war da unten geschehen?

Diese Frage wiederholte sich oft. Sie hämmerte in ihrem Bewußtsein, und Karen zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen, als sie plötzlich die schweren, schlurfenden Schritte vernahm, die langsam

die Treppe hochkamen…

***

Suko und ich waren nicht direkt am Seeufer entlanggelaufen, sondern hatten zugesehen, daß wir auf die Straße kamen. Es gab dafür einen einfachen Grund. Der Weg hier war viel besser zu laufen, als der am See entlang. Wir brauchten keinen Bäumen auszuweichen oder irgendwelches Unterholz zu umgehen, hier auf der Straße hatten wir freie Bahn.

Die Ruderei hatte uns zwar ziemlich mitgenommen, dennoch gab es für uns keine Pause. Wenn wir etwas erreichen wollten, dann so rasch wie möglich.

Natürlich gaben wir uns nicht voll aus. Ein Dauerlauf mußte reichen.

Menschenleer präsentierte sich die Straße. Auch bei Tage war sie kaum befahren, in der Nacht begegneten sich hier höchstens mal die Tiere des Waldes.

Über uns segelten dunkle Wolken an einem grauen Himmel. Hin und wieder leuchtete der Mond durch, dann war er wieder verschwunden. In unendlicher Ferne blitzten ein paar Sterne, der Wind fuhr über den See, kräuselte das schwarze Wasser und verfing sich auch in den hohen, dichtbelaubten Kronen der Bäume, wo die Blätter aneinanderrieben und ein rauschendes Geräusch erzeugten.

Durch die Lauferei war unsere Kleidung wieder getrocknet. Nur noch an wenigen Stellen klebte sie feucht auf der Haut. Leider sahen wir das Licht nicht mehr, deshalb mußten wir nach unserem Gefühl laufen. Nach einer Weile blieben wir fast gleichzeitig stehen, denn wir waren beide der Meinung, daß wir hier zum See abbiegen mußten.

Bei Helligkeit wäre es kein Problem gewesen, wir hätten die Stelle sofort wiedererkannt, doch im Dunkeln sieht alles anders aus. Wie dem auch sei, um lange Überlegungen anzustellen, fehlte uns die Zeit, und so schlugen wir uns links der Fahrbahn in die Büsche.

Kaum befand sich der weiche Boden unter unseren Füßen, als wir den Schrei hörten.

Sofort hielten wir inne.

Suko schaute mich an. »Das war weiter rechts.«

Ich war der gleichen Meinung, nickte nur, und gemeinsam machten wir uns auf den Weg. Wir liefen jetzt im schrägen Winkel auf das Seeufer zu, wobei wir hofften, auf die Ruine zu stoßen.

Manchmal war es wirklich zum Heulen. Wo die Natur sich frei entfalten konnte, da wucherte sie auch. Glitschige Baumwurzeln bildeten ein Netzwerk, das auf der Erde lag und regelrechte Rutschfallen auf den Boden zeichnete.

Suko hatte Pech und legte sich lang. Er kam allerdings sofort wieder hoch.

Ich bekam zweimal einen Ast gegen den Kopf, und dorniges Gestrüpp verhakte sich in meiner Kleidung.

Mulden auf der Erde und winzige Erhebungen halfen auch noch mit, die Strecke fast unpassierbar zu machen.

Schließlich jedoch erreichten wir eine Lichtung, und wir konnten auch Reifenspuren erkennen, die den weichen Untergrund aufgewühlt hatten. Wir waren mit unserem Wagen hier nicht hergefahren.

»Scheint nicht mehr weit zu sein«, murmelte Suko.

Der Meinung war ich ebenfalls, zudem befanden wir uns nicht mehr weit vom Ufer weg, denn ich sah schon die dunkle Oberfläche des Sees. Die nächsten Yards legten wir parallel zum See zurück und hörten plötzlich das dumpfe Wummern.

»Schüsse!« flüsterte Suko.

Er hatte sich nicht geirrt, und irgendwo vor uns schien sich ein Drama anzubahnen…

***

Es kam jemand!

Das Skelett?

Karen begann zu zittern. Kein anderer konnte es sein. Sie glaubte einfach nicht daran, daß sich der Alte noch einmal zurücktrauen würde. Bestimmt konnte er auch nicht.

Also kam das blaue Skelett…

Sollte es tatsächlich den Alten umgebracht haben, so würde es sich bei Karen wundern. Das Girl hatte sich fest vorgenommen, es nicht soweit kommen zu lassen. Außerdem war sie bewaffnet. Nur dachte sie nicht mehr an die Worte des Mannes, der ihr gesagt hatte, daß Kugeln gegen Dämonen und Wesen der Finsternis nichts ausrichteten.

Starr war ihr Blick schräg nach unten und gleichzeitig nach vorn gerichtet. In die gleiche Richtung wies auch die Waffenmündung.

Wenn sich der Gegner zeigte, würde sie sofort abdrücken. Eine Sekunde zu zögern, konnte ihr Todesurteil bedeuten.

Dann sah sie ihn.

Ja, es war das Skelett, und es hatte seine beiden Arme ausgestreckt. Das Mädchen starrte auf die blauen Knochen, und jetzt, so aus der Nähe, da stellte sie fest, daß die Farbe doch intensiver leuchtete, als sie angenommen hatte.

Vorsichtig schob es sich um die Biegung. Der Blick des Mädchens glitt höher, er streifte auch die Rippenbögen, die zahlreichen Knochen — und den Schädel.

Nein! Das war kein Skelettschädel. Auf dem Knochenkörper saß ein normaler Kopf mit langen, strähnigen Haaren. Um Wangen und Kinn herum wucherte ein wilder Bart.

Vor ihr stand der alte Terrence. Ihn hatte die furchtbare Rache des

echten Skeletts getroffen!

***

Um das zu begreifen, vergingen Sekunden.

Karen White war wie vor den Kopf geschlagen. Sie konnte kaum noch einen klaren Gedanken fassen, aber sie wußte plötzlich, wer den Schrei ausgestoßen hatte. Und er war tatsächlich zu einem Todesschrei geworden, obwohl der Alte noch lebte.

Mit einem Skelettkörper, der blau schimmerte.

Er kam höher. Sein Mund bewegte sich zusammen mit den Beinen, und die Lippen formten Worte.

»Der Fährmann!« flüsterte er. »Der Fährmann wartet auf dich, meine Kleine. Ich habe ihm versprechen müssen, daß ich dich holen werde, und das Versprechen halte ich ein.« Er lachte böse und bewegte dabei seine knöchernen, blauen Finger wie ein Klavierspieler bei Fingerübungen.

»Komm zu mir, du wolltest doch das Geheimnis dieser Höhle erfahren. Komm, kleine Karen, komm…« Und er stieg die nächste Stufe hoch, so daß ihn nur noch zwei von der schreckerstarrten Studentin trennten.

Karen White hatte sich innerlich verkrampft. Sie wußte nicht mehr, was sie noch tim sollte. Sie stand unbeweglich da, hatte die Augen weit aufgerissen und schaute auf die gespenstische Erscheinung, dessen Licht die Höhle ausfüllte.

»Willst du nicht?« Hohn schwang in der Frage mit, und mit einemmal hatte sich Karen wieder gefangen.

»Neiiiinnn!« schrie sie. »Ich will nicht, du verfluchte Bestie. Ich will dich töten!«

»Dann tu es!«

Karen hatte noch nie geschossen, aber in diesen Augenblicken, als sie der Streß überschwemmte und sie kein Gegenmittel mehr finden konnte, da drückte sie ab.

Sie wunderte sich darüber, wie leicht es war, den Stecher der Waffe zu bewegen. Sie brauchte ihn nur nach hinten zu ziehen, und im gleichen Augenblick krachte der Schuß.

Der Revolver entlud sich in einem donnernden Geräusch. Vor der Mündung stand für einen kurzen Augenblick eine fahle Feuerblume, dann krachte das schwere Geschoß gegen den Knöchernen. Auf den Schädel hatte das Mädel gezielt, doch beim Schuß die Waffe verrissen, so daß sie nur die Schulter traf.

Splitter fielen in den Staub.

Der veränderte Alte aber lebte weiter.

Das stellte Karen mit Schrecken fest. Vielleicht hätte sie in diesen Augenblicken noch eine Chance gehabt, zu fliehen, doch sie verpaßte

die Sekunde. Zudem dachte sie noch an den Revolver und fühlte sich weiterhin schwer besiegbar.

Und sie feuerte weiter.

Drei-, viermal hintereinander drückte sie ab. Dabei begleitete sie jeden Schuß mit einem Schluchzen, sah die Treppe und freute sich, wie die Kugeln in das Knochengestell einschlugen, wobei eine auch den Kopf traf und genau über den Augen ein Loch hinterließ.

Jetzt muß er fallen! dachte Karen.

Er fiel nicht! Trotz der schrecklichen und normalerweise tödlichen Kopfwunde, hielt sich der Alte auf den Beinen. Sogar Blut rann aus seinem Schädel und verlief sich innerhalb seines grauen Bartes, der eine makabre Färbung bekam.

Eine unheimliche Kraft hielt ihn aufrecht. Eine Kraft, wie sie auf der Erde niemals geboren werden konnte, sondern aus einer fernen schrecklichen Welt stammte.

»Ich hole dich, mein Täubchen. Ich hole dich für ihn. Du wirst ihn sehen. Ihn und den Schatz!« Als er diese Worte gesprochen hatte, schüttelte er sich und nahm gleich zwei Stufen auf einmal, wobei er auf der gleichen Stufe stand wie Karen.

Todesangst überfiel das Mädchen. Sie preßte sich hart gegen die Wand, hob den rechten Arm und versuchte, den Waffenlauf gegen den Kopf des anderen zu hämmern.

Es war für den alten Terrence leicht, die Hand abzufangen. Karen spürte die Knochenfinger um ihr Gelenk, und sie merkte, daß ihr Arm langsam nach hinten gebogen wurde, obwohl sie alle Kräfte dagegenstemmte, doch vor ihrem Gegner kapitulieren mußte.

Ihre Finger öffneten sich, die Waffe rutschte über die Handfläche und fiel auf die Stufen, wobei sie weiter glitt und irgendwo liegenblieb.

Der Alte aber ließ sein Opfer nicht los. Sein Griff wurde noch härter, und er schleuderte Karen herum, so daß er sie anschauen konnte.

Ihre Gesichter befanden sich dicht voreinander.

Das des Mädchens zeigte eine Grimasse aus Angst und Entsetzen, das andere eine widerliche Fratze, aus deren Kugelloch in der Stirn das Blut sickerte.

»Du sollst ihn sehen!« lachte der Alte irr. »Du sollst ihn sehen, und du wirst ihn sehen!«

Noch einmal brüllte er auf, schleuderte Karen White herum und ließ sie blitzschnell los.

Die junge Studentin konnte nichts tun. Sie konnte sich auch nicht mehr fangen, auf den glitschigen Stufen verlor sie den Halt und rollte kopfüber die restliche Treppe hinunter.

Genau in ihr Verderben!

***

Schreie und kurz danach Schüsse!

Das waren für uns natürlich Alarmsignale der ersten Güte. Da mußten wir eingreifen. Wenn so etwas geschah, befanden sich zumeist Personen in akuter Lebensgefahr.

Wir erreichten die Ruine, kletterten über die Trümmer und sahen auch den blauen Schein, der stärker wurde, je mehr Yards wir zurücklegten. Ich war über einen bewachsenen Trümmerhaufen gestiegen, stand ziemlich hoch, schaute nach vorn und gleichzeitig nach unten, so daß ich deutlich das offene Viereck im Boden erkennen konnte, aus dem das blaue Licht drang, in die Höhe stieg, sich ausbreitete, um schließlich vom Dunkel der Nacht aufgesaugt zu werden.

Ein geheimer Eingang, schoß es mir durch den Kopf. Im gleichen Moment schon sah ich die Gestalt, die die Treppe hochkletterte und dabei leicht gebückt ging.

Es war ein Skelett.

Aber ein Skelett mit Menschenkopf.

Als ich dieses Wesen erkannte, gab es mir einen Stich, denn ich sah auch das Kugelloch in der Stirn und das frische Blut, das aus der Wunde sickerte, im blauen Lichtschein jedoch grün wirkte.

»Was ist das denn?« hörte ich Sukos Stimme neben mir. Auch in ihr schwang die Überraschung mit.

Ich hob die Schultern. Eins stand fest. Dieses Wesen hatten wir auf dem seltsamen Kahn nicht gesehen. Es war ein anderes, und es war aus der Erde gekommen.

»Du links, ich rechts!« zischte Suko.

Mir war klar, was mein. Partner damit meinte. Wir wollten den Gegner in die Zange nehmen.

Während ich nach links sprang, zog ich mein Kreuz hervor und steckte es griffbereit in die Tasche. An Sukos Bewegungen erkannte ich, daß er die Dämonenpeitsche ausfuhr.

Da hatte uns das Wesen gesehen!

Augenblicklich breitete es seine Knochenarme aus. Dabei spreizte es auch die Hände, als wollte es uns aufhalten. Mir zuckte es ja in den Fingern, ihm eine Kugel zu geben, doch ich hielt mich vorerst zurück, denn der Mund bewegte sich, und das unheimliche Skelett begann zu reden.

»Was treibt euch Narren her? Wollt ihr auch den Schlüssel zur Leichenstadt finden oder nur den Schatz? Los, redet, bevor euch der Tod endgültig trifft!«

Obwohl ich Suko nur als einen Schatten sah, glaubte ich doch, daß er wie ich zusammengezuckt war, als ich das Wort Leichenstadt vernommen hatte.

Ja, die Leichenstadt!

Wir hatten von ihr gehört, kannten sogar die vier Hüter der Leichenstadt, die als Rockmusiker in unsere Welt gekommen waren, um das Grauen zu verbreiten, und wir wußten ferner, daß die Leichenstadt irgendwo in einer Dimension schwebte und noch älter als der versunkene Kontinent Atlantis war. Zudem hatte diese Stadt etwas mit den Großen Alten zu tun, den Urdämonen, die irgendwo im Hintergrund lauerten und auf ihre Rückkehr warteten.

Wir suchten verzweifelt nach Hinweisen auf diese Stadt, hatten welche gefunden, auch einen Dimensionsübergang, und waren auf eine Frau gestoßen, die einmal in der Leichenstadt gelebt hatte.[1]

Doch sie selbst war uns noch nicht begegnet. Um sie lag der Schleier eines Geheimnisses. Und dieses blaue Skelett mit dem Menschenkopf nannte plötzlich den Namen.

Damit hatten wir nicht gerechnet!

Ich reagierte schnell und erwiderte: »Ja, wir wollen den Schlüssel zur Leichenstadt.«

Da lachte das Skelett. »Ihr werdet ihn ebensowenig bekommen wie das Mädchen, denn der Hüter der Leichenstadt bewacht ihn. Er tötet alle, die ihm…«

Die nächsten Ereignisse überraschten nicht nur das Skelett, sondern auch uns.

Plötzlich drang aus der Öffnung ein gleißendes, strahlend blaues Licht, das wie ein fremdfarbiges Feuer wirkte, sich gedankenschnell ausbreitete und auch das Skelett umschlang.

Suko und ich sprangen geblendet zurück, die gesamte Umgebung war in dieses blaue Licht getaucht und eine donnernde Stimme rief: »Du redest zuviel, Verräter!«

Im gleichen Augenblick begann das blaue Skelett mit seiner fürchterlichen Rache…

***

Karen White fiel kopfüber die Stufen der Treppe hinunter. Sie wußte nicht mehr, wo oben oder unten war, spürte die harten Schläge, wenn sie aufprallte, versuchte ihr Gesicht zu schützen und war doch nicht schnell genug, so daß sie sich an den harten Steinkanten die Haut aufschürfte, sich zudem noch Prellungen sowie blaue Flecken holte und immer weiter rollte.

Das Genick brach sie sich nicht, da hatte sie Glück, aber sie geriet in die Fänge eines anderen.

Plötzlich war ihr Fall beendet. Auf dem Bauch blieb sie liegen.

Obgleich sie noch die Nachwirkungen des Sturzes spürte, wußte sie doch, daß sie nicht liegenbleiben konnte und hob den Kopf.

Vor sich sah sie zwei knöcherne Beine. Ein kaltes blaues Licht umflorte die Knochen, und das Mädchen wußte, daß sie sich in der

Höhle des Löwen befand.

Das blaue Skelett hielt sie gefangen.

Bevor Karen irgend etwas unternehmen konnte, hatte sich der Unheimliche gebückt, sie gepackt und sie mit einer nahezu spielerisch anmutenden Leichtigkeit hochgehoben.

Schon schwebte sie über dem Boden. Karen hatte nicht einmal den Nerv, um zu schreien. Sie ließ es auch mit sich geschehen, daß sie herumgedreht wurde, besaß freies Sichtfeld und konnte auf das schauen, was sie so gesucht hatte.

Er war der geraubte Schatz des Fährmannes.

Aber noch etwas anderes befand sich dort, das weitaus mehr strahlte als der Schatz.

Ein Kristall!

Achteckig in seiner Form, dazu schmal und schlank. Fantastisch geschliffen und an seinem oberen Ende spitz zulaufend wie ein Bleistift. Er war es auch, der das grellste Licht abstrahlte, das kalte unheimliche Blau, die Strahlen, die sich in den Körper des Menschen hineinfraßen und ihn veränderten.

All dies nahm Karen White trotz ihrer Panik wahr. Und sie sah noch mehr. Etwas so Schlimmes und Grauenhaftes, daß es ihr fast unmöglich war, an die Tatsachen zu glauben.

Da fiel ein Gegenstand nach unten — ein Stück Haut.

Zuerst dachte sie an einen Irrsinn, dann schaute sie genauer hin und bemerkte, daß es die Haut und das Fleisch von ihren Fingern waren. Beides löste sich von den Knochen, berührte den Kristall, verzischte und verschmorte.

Stück für Stück löste sich das Mädchen auf. Nur ihr Gesicht blieb verschont, der blaue Kristall fraß alles, während die Knochenhände des Skeletts sie weiterhin festhielten.

Sie konnte nicht einmal schreien. Sie erlebte das Schreckliche bei Verstand mit, und sie sah auch, daß sie ihre Kleidung verlor, die ebenfalls verschmorte.

Der Kristall fraß alles.

Der Alte hatte geschrien. Sie konnte es nicht. Kein Wort drang über ihre Lippen, während sie aus weit aufgerissenen Augen ihren eigenen Tod mit ansehen mußte.

Wirklich tot?

Nein, sie lebte noch. Aber es war ein anderes Leben, sie spürte auch keine Schmerzen mehr, als das blaue Skelett sie losließ und zu Boden wuchtete.

Fremde Gedanken waren in ihrem Gehirn. Sie fühlte sich als eine andere und nicht mehr den Menschen zugehörig. Sie hörte etwas von einer Leichenstadt, schaute auf und sah, wie das blaue Skelett die Stufen hochlief.

Sie aber wartete…

***

Suko und ich lagen am Boden! Sehen konnten wir nichts, denn wir hatten unsere Gesichter in den angewinkelten Armen vergraben, weil wir sonst zu stark geblendet wurden.

Um uns herum tobte eine Hölle aus Magie.

Ich hörte gellende Schreie und wußte, daß ein anderer gekommen war, um das Skelett mit dem Menschenschädel zu töten. Auch wir wurden von der Magie nicht verschont, denn in unseren Köpfen erklang ein Brausen, als würde eine gewaltige Brandung gegen die Felsen stürmen. Daß es Suko nicht anders ergangen war als mir, hatte er mir nachher erzählt. Aber ich will den Ereignissen nicht vorgreifen. Als die Schreie verstummten, wußte ich, daß es auch für mich Zeit wurde, etwas zu unternehmen, bevor das blaue Skelett auch uns unter seine Kontrolle bringen konnte.

Ich sprang hoch und riskierte es, die Augen zu öffnen.

Der erste Gegner war zerplatzt. Ihn hatte die schreckliche Rache des Skeletts getroffen. Nur noch Staubpartikel sahen wir in der Luft schweben und im blauen Licht seltsam leuchten.

Und das blaue Skelett?

Ich sah es vor mir, feuerte Silberkugeln ab, hielt dabei auf den Schädel und vernahm das Splittern. Ich wollte dem Unheimlichen keine Chance mehr lassen. Die Kugeln trieben es zurück, auch Suko schoß jetzt, aber wir konnten es mit den geweihten Geschossen nicht töten. Es war so weit zurückgewankt, bis es an den Rand der Öffnung geriet und plötzlich verschwunden war.

Einfach weg.

Die Erklärung lag auf der Hand. Das Skelett hatte sich kurzerhand fallen lassen.

Damit war die Sache jedoch nicht beendet. Bevor wir die Verfolgung des Gegners aufnehmen konnten und ebenfalls in die Tiefe stiegen, schlug er uns ein Schnippchen.

Wie von Geisterhänden getragen, bewegte sich der schwere, viereckige Stein, der auf die Öffnung gedrückt werden mußte. Er fiel nach unten.

Hätte Suko mich nicht im letzten Moment noch weggerissen, ich wäre zermalmt worden.

Dann setzte sich der Stein auf die Öffnung.

Und er schloß fugendicht!

Das Skelett hatte uns geleimt. Wir sollten den Schlüssel der geheimnisvollen Leichenstadt nicht zu sehen bekommen.

Natürlich versuchten wir alles, um den Stein wieder hoch zu hieven. Mit Kraft und weißmagischen Mitteln. Es war vergebens.

Der Zugang war und blieb verschlossen.
Wir hatten das Nachsehen.
»Da kann man wohl nichts machen«, sagte Suko und hob die Schultern. »Schade, ich hätte gern mehr über die Leichenstadt erfahren.«
»Frag mich mal. Aber was nicht ist, kann noch werden«, erwiderte ich optimistisch.
»Meinst du?«
Darauf gab ich keine Antwort.

***

Wir gaben trotzdem nicht auf und alarmierten die Polizei in der nächst größeren Stadt. Auch der Konstabler aus Darkwater war dabei. Er sah ziemlich bleich aus und schien ein schlechtes Gewissen zu haben. Das mußte er auch, und er mußte sich vor allen Dingen meine Vorhaltungen anhören.
Er packte dann aus. So erfuhren wir, daß der Tote mit dem Skelettkörper ein gewisser Terrence gewesen war. Ein altes Original, das den Geheimnissen dieser Gegend auf die Spur kommen wollte. Ich gab dazu keinen Kommentar, ich wollte nur, daß der viereckige Stein von der Öffnung gehoben wurde.
Das mußte schließlich ein kleiner Kran besorgen, der extra herbeigeschafft wurde.
Wir schauten auf eine Treppe, und als Suko und ich vorsichtig in die Tiefe gingen, fanden wir in einem Versteck unter der Erde eine schwarz ausgebrannte Mulde und daneben eine Tote.
Es war Karen White. Sie lag dort als Skelett. Der Kopf war normal, doch ihre bleichen Totenfinger hatte sie in das Geschmeide gekrallt, das einmal einem Fährmann gehört hatte.
Erschüttert blieben wir vor der Leiche stehen.
»Sie hat hoch gespielt«, sagte Suko.
»Ja, und alles verloren…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 204 »Horror-Rock«